8º A. gr. b. 3536
Xenophon

~~A. gr.~~

~~2359~~

a. Cl.

<36608301360013

<36608301360013

Bayer. Staatsbibliothek

Auct. Gr. Vet. 65. p. 290.
Xenoph. Nr. 6.

Sokrates.

Aus
dem Griechischen des Xenophon.

Leipzig,
im Schwickertschen Verlage,
1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner Excellenz

dem

geheimen Etatsminister

von Wöllner.

Ich wage es, Ew. Excellenz die Copie von einem Gemälde, das uns einen der grösten und vortreflichsten Männer des Alterthums in verschiednen Situationen seines Lebens aufstellt, zu überreichen.

So sehr ich bei fortgesezter Vergleichung meiner Copie mit dem Originalgemälde es täglich tiefer fühle, wie viel ihr noch an Feinheit, und überhaupt an der ganzen Xenophontischen Manier abgeht, um Ew. Excellenz Aufmerksamkeit genugsam zu verdienen, so schmeichl' ich mir doch, den Mann, den sie darstellen soll, nicht ganz entstellt zu haben,

und in dieser Rükſicht dürfte vielleicht das Urbild es seyn, was meiner Copie zu einiger Empfehlung gereichte, bei Dem Mann, von dem mein Vaterland es mit Recht erwartet, daß Er ihm einst durch großmüthige Beförderung des Schul- und Erziehungswesens mehr solcher Originalschriftsteller, wie Xenophon war, ja was noch wichtiger ist, mehr solcher Männer, wie Sokrates war, erwekken werde.

Ew. Excellenz

Magdeburg,
den 1. Febr.
1789.

unterthänigster Diener,
J. G. C. Neide.

Vorrede.

Wenn wir uns jezuweilen mit unsern Gedanken in die Zeiten des grauen Alterthums verlieren, und das Andenken an jene großen Männer aller kultivirten Nationen unsern Geist beschäftigt, dann fühlen wir uns, indem wir bei ihren Thaten verweilen, von einer tiefern Ehrfurcht und Bewundrung durchdrungen, als wenn wir uns mit den großen Männer unsers Zeitalters beschäftigen; unsre Achtung steigt hier selten bis zu dem Grade, wie dort, und es scheint, daß mit dem Tode jedes großen Mannes erst seine Verdienste erkannt, und nach ihrem Umfange geschäzt zu werden anfangen, und daß die Achtung für ihn sich bei der Nachwelt mit der Entfernung von seinem Zeitalter vergrößre.

Jene Helden, Staatsmänner, Philosophen, Redner, Dichter und tugendhaften Männer der Vorzeit, waren ihren Zeitgenossen gewiß das nicht, was sie uns sind, und man überließ es den Enkeln, und den fernsten Jahrhunderten, ihre Thaten und Werke zu krönen, so wie sie in Ermange-

lung triftiger Motife zum Theil nur durch die Hofnung des Nachruhms zu edlen Thaten, und zur Ausbildung ihre Talente angefeuert wurden. Auch unsere großen Zeitgenossen werden von den Enkeln erst empfangen, was wir ihnen entziehen, und nicht selten mit verschwendrischer Hand den Todten hingeben.

Wär es überall blos kalte Gleichgültigkeit mit der oft den Edelsten der Nation von ihren Zeitgenossen begegnet wird, so mögte man die Ursach davon allenfalls in der zu großen Bekandschaft mit ihrem Privatleben suchen, und in diesem Fall weiß jeder, der es fühlt, daß er hervorragt, mächtigen Ersatz in sich selbst zu finden, das Bewustseyn innerer Vollkommenheit hebt ihn über den Verlust einer Sache hin, die Nichts beitragen kann, seinen Werth zu erhöhen, er wird blos verhindert seinen Wirkungskreis zu erweitern, und in vollerm Sinne ein Wohlthäter der Welt zu werden; — aber nicht selten verfolgten Haß und Scheelsucht, den Mann, der es sich einfallen ließ, über sein Zeitalter sich emporzuschwingen, nicht genug, daß man sein nicht achtete, nein, man vereitelte auch noch geflissentlich alles Gute, was er unternahm, man legte ihm Hindernisse in den Weg, man feindete ihn an, man beschuldigte ihn gefährlicher Plane, die er auszuführen gedächte,

und oft gelang es der Bosheit ihn im Elende hinschmachten, oder wol gar eines gewaltsamen Todes auf dem Blutgerüste sterben zu sehn.

Schlagen wir die Geschichte auf, so finden wir, daß die gröste Anzahl derer, die ein Gegenstand des allgemeinen Hasses und der Verfolgung waren, grade aus solchen besteht, welche mit einer gereinigtern Philosophie das Ungeheuer, Aberglauben genannt, das zu allen Zeiten, in allen Ländern mehr oder weniger sein Haupt in mancherley Gestalten emporgehoben hat, bekämpfen, die durch Bearbeitung des gemeinen Menschenverstandes die Irrthümer, womit derselbe umnebelt war, zerstreuen, und im Gebiete der Religion, wo der menschliche Verstand immer sehr geneigt gewesen ist, das Dunkle, Geheimnißvolle, Mystische mit fast unerklärbarer Vorliebe zu schützen, ein Licht aufstecken wolten. Gegen diese vereinigte sich die Dummheit in Sophisten, Pharisäer, Priester, Pfaffen und Mönche verkleidet, und suchte ihre Feinde mit Giftbecher, Schwerd, Creuz und Scheiterhaufen zu besiegen, da sie es fühlte, in welchen ungleichen Kampf sie sich mit ihnen einlassen würde, wenn sie sich der Waffen, womit Meinungen bestritten werden müssen, bediente. Man dichtete ihnen, um den Arm weltlicher Obrigkeit zu Hülfe nehmen zu können, Absichten

an, die der Person des Regenten, oder der Staatsverfassung nachtheilig wären, und man suchte die Fürsten zu schützen, und die Grundsäulen des Staats zu befestigen, durch Beförderung der Unwissenheit und des Aberglaubens, von welchen die Fürsten, wie die Geschichte lehrt, meistentheils gemordet, und die Staaten erschüttert und zerrüttet wurden.

Wem fällt unter vielen Beispielen, die als Belege zu dem Gesagten angeführt werden können, nicht der Mann ein, der der Gegenstand vorliegender Schrift des Xenophon ist. Nur von Wenigen gekandt und geliebt, von Vielen verkandt, und von den Meisten verachtet und verfolgt, erfuhr er das Schiksal fast jedes wahrhaft großen Mannes, und nur erst nach seiner Hinrichtung durch den Giftbecher sah man, was man an ihm verloren hatte, man bereute, leider zu spät, den Schritt den man gethan hatte, man bestrafte seine Feinde und Ankläger, man stellte eine allgemeine öffentliche Trauer an, und er war ihrer werth dieser Trauer, denn einen edlern Mann hatte die Welt bis dahin noch nicht gesehen, wenigstens nennt ihn die Geschichte uns nicht. Seitdem hat dieser Mann die Bewundrung aller Nationen und Zeitalter, welche mit der alten Literatur nicht unbekandt waren, auf sich gezogen, man

staunte seine Tugenden an — nur einige Engherzige nannten sie glänzende Sünden — und man spricht mit Ehrfurcht seinen Namen aus.

Gegenwärtige Schrift ist, ohne eigentliche Biographie zu seyn, ein Gemälde seines Charakters als Mensch, als Lehrer. Groß in dem, was er that und lehrte, groß in der Art, wie er lehrte, erscheint er hier, und die edle Einfalt, das Ruhige, Unbefangne im Vortrage des liebenswürdigen Xenophon bürgt uns für die Treue jedes einzelnen Zuges.

Der Uesetzer ist weit davon entfernt zu glauben, daß er den Gelehrten ein wichtiges Geschenk mit dieser Arbeit mache, er sezt voraus, daß jeder von ihnen das Buch im Original gelesen, und alle Schönheiten desselben gefühlt hat. Eine Uebersezzung zu liefern, mit denen sie ganz zufrieden seyn, und die sie mit dem vollen Vergnügen, wie das Griechische lesen könnten, dazu hat er, wie er nur zu lebhaft fühlt, den Schatz beider Sprachen, der, aus welcher, und der, in die er übersezte, zu wenig in seiner Gewalt. Mehr war es ihm darum zu thun, einen kleinen Beitrag zur Lektüre für die Leser zu liefern, die, nicht durch schaale Romane und Schauspiele verdorben, nach dem greifen, was ihr Herz zu veredlen, ihre Sitten zu verfeinern, ihr Nachdenken zu üben, und ihren Verstand zu schärfen im Stande ist,

die das, was die denkendsten Köpfe unsrer Zeit gedacht haben, mit Anwendung und Nutzen lesen. Diesen, glaubt' er, mögt es vielleicht nicht unintressant seyn, zu lesen, was ein Mann vor länger als zweytausend Jahren unter einem Volke, das viele nur unter dem Namen der blinden Heiden kennen, über Gegenstände der Moral und überhaupt der ganzen Religion dachte und lehrte. Vielleicht geräth dies Buch auch manchem Jüngling in die Hände, und macht ihn lüstern, volle Gewalt über eine Sprache zu bekommen, in der bei weitem die schönsten Gedanken auf die schönste Art gesagt sind.

Es kann übrigens nicht fehlen, daß in einem Schriftsteller, der so weit von unsern Zeiten entfernt ist, als Xenophon, Manches sich findet, was Lesern, die nicht ganz mit der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der Vorzeit bekandt sind, unverständlich oder minder interessant seyn muß. Für diese ist in den angehängten Anmerkungen, das Wichtigste erläutert; das, was sich etwa Dunkles noch hin und wieder finden dürfte, mögen sie getrost auf die Rechnung des Uebersezzers schreiben, und glauben, daß er seinen Schriftsteller nicht vollkommen verstanden habe.

Sokrates

Erstes Buch.

Erstes Buch.

1.

Mit welchen Gründen wol Sokrates Ankläger die Athäner überredet haben mögen, daß er, als ein Staatsverbrecher, den Tod verwirkt habe — dies ist mir stets unerklärbar gewesen. Die Klage gegen ihn war folgende: Sokrates handelt gesezwidrig, daß er den Göttern, welche der Staat anerkennt, nicht auch huldigt, und dafür andere neue Gottheiten einführt; ein zweites Verbrechen ist, daß er die Jünglinge verführt.

Mit welchen Gründen sie wol erstern Vorwurf, betreffend die Nichtanerkennung der vom Staat anerkandten Gottheiten, mögen bewiesen haben? Denn so viel ist doch ausgemacht, Sokrates opferte oft in seinem Hause, oft auf den öffentlichen Altären Athens, und bediente sich, wie man gewiß weiß, der Wahrsagekunst; jedermann sprach von Sokrates Aeusserung, daß der Dämon ihm gewiße Anzeigen thäte; das gab denn auch wol vorzüglich Veranlassung zur Beschuldigung, daß er neue Gottheiten aufbrächte. Gleichwol brachte er damit nichts Neueres auf, als die, welche an Wahrsagerei glauben, und sich dazu der Vögel, Vorbedeutungen, Zeichen und Opfer bedienen: denn diese nehmen ja an, nicht, daß die Vögel, oder die ihnen sonst beim Ausgehen auf Augurien aufstoßenden Dinge, grade wissen, was ihnen gut ist, sondern daß die Götter durch diese Dinge es ihnen andeuten; und das meinte ja er

auch. Der große Haufe zwar drückt sich so aus: die Vögel, oder was ihm sonst begegnet sey, habe sie entweder abgehalten, oder veranlaßt etwas zu thun. Sokrates sprach nach seiner Ueberzeugung: der Dämon zeige ihm das; auch rieth er vielen aus seiner Bekandtschaft, das zu thun, das nicht zu thun, weil ihm sein Dämon es gesagt habe; und es befanden sich auch die, welche ihn hörten, wol dabei, die andern hingegen gereuete es. Nun wird doch keiner glauben, daß er sich denen, mit welchen er umging, entweder als einen Narren, oder Aufschneider habe zeigen wollen; beides wäre er aber gewesen, wenn er etwas als göttliche Offenbarung ausgegeben hätte, was hinterher falsch befunden wäre. Natürlich würde er es nicht vorher gesagt haben, wenn er nicht von der Wahrheit überzeugt gewesen wäre. Wem anders aber wird man etwas glauben, als einem Gott? That er das, wie konnte er keine Götter annehmen?

Diesen Grundsäzzen war er auch in Ansehung seiner Freunde getreu. Denn bei Dingen, deren Ausgang nothwendig so erfolgen muste, wie man ihn vermuthete, gab er ihnen zur Ausführung Rathschläge, die er am ausführbarsten fand *); bei welchen der Ausgang ungewiß war, da verwies er sie an die Augurien, um zu erforschen, ob sie thunlich wären. Auch die, welche ihr Hauswesen und den Staat gut verwalten wolten, behauptete er, bedürften der Wahrsagungskunst. Zwar könne einer ein Zimmermann, ein Schmied, ein Ackermann, ein Re-

*) Ich lese hier ἐνομιζεν.

gent, oder ein Erfinder dahin einschlagender Kunstgriffe, ein Rechner, ein Hauswirth, ein Feldherr werden, und alle diese Wissenschaften mit Hülfe des menschlichen Verstandes erlernen; aber das Wichtigste von diesen allen hätten die Götter sich vorbehalten, und Menschen wüsten davon nichts. So wisse derjenige, welcher seinen Acker aufs beste bestellte, nicht, wer die Früchte erndten, der, welcher sein Haus aufs schönste bauete, nicht, wer es verwalten, der Feldherr nicht, ob sein Feldzug glücklich, der Staatsmann, ob seine Staatsverwaltung von gutem Erfolg seyn, derjenige, welcher eine schöne Frau heirathete, um glücklich zu leben, wisse nicht, ob sie ihm Verdruß machen werde, und der, welcher im Staat mächtige Verwandten bekommen, nicht, ob er nicht durch sie seines Vaterlandes werde beraubet werden. Wer hier, sezte er hinzu, den Einfluß der Gottheit verkenne, und alles von menschlicher Einsicht herleite, der müsse rasend seyn; rasend müsten hingegen auch die seyn, welche die Wahrsagekunst zu Hülfe nähmen in Dingen, welche zu entscheiden, die Götter den Menschen Einsicht verliehen hätten. So, zum Beispiel, wenn jemand fragte: ob es besser sei, einen gelernten Fuhrmann bei die Pferde zu nehmen, oder einen, der es nicht gelernt hätte? oder besser, einen gelernten Steuermann auf das Schiff zu nehmen als einen, der es nicht versteht? Auch darum, was man durch Rechnen, Messen oder Wägen heraus bringen kann, die Götter zu fragen, hielt er unrecht. Man müsse, sagte er, das lernen, was

uns die Götter gegeben haben, um es nach Kenntnißen zu thun; was aber den Menschen verborgen sey, das müsse man vermittelst der Wahrsagekunst erfragen, die Götter offenbarten das gern denen, welchen sie hold wären.

Er befand sich stets im Publikum. Morgens gieng er in die Stoa und Gymnasien, und wenn das Volk auf dem Markt versammlet war, fand er sich auch da ein, blieb die ganze übrige Zeit des Tages da, wo er sehr viele finden zu können vermuthete; da sprach er meistentheils, und jeder, wer Lust hatte, konnte ihn hören. Kein Mensch aber hat ihn je etwas irreligiöses und ruchloses thun oder sagen weder gesehen noch gehört; denn er sprach nicht gleich den meisten andern Philosophen in einem entscheidenden Ton von der allgemeinen Natur der Dinge, was es für eine Beschaffenheit mit dem so genannten κοσμος, (Weltsystem) habe, und nach welchen Gesezzen sich die Himmelskörper bewegten; sondern er erklärte die für Narren, welche über dergleichen Dinge grübelten. Erstlich fragte er sie, ob sie aus Einbildung, daß ihnen das Menschliche hinlänglich bekandt sey, an die Untersuchung dergleichen Dinge sich machten, oder ob sie glaubten, es sey ihre Pflicht, das Menschliche bei Seite zu sezzen, und nur mit göttlichen Dingen sich zu beschäftigen? und wunderte sich, daß es ihnen nicht einleuchtete, wie wenig Menschen das zu ergründen im Stande sind. Sodann wären auch die, welche mit stolzer Selbstgefälligkeit davon zu sprechen sich anmaßten, nicht einerlei Meinung,

sondern nähmen sich gegen einander als Verrückte. Denn einige Verrückte fürchteten nichts, wo Gefahr wäre; andern wäre das Gefahrloseste fürchterlich; einige nähmen sichs nicht übel, öffentlich zu thun und zu reden, was es auch sey; andere möchten auch nicht einmal unter die Leute gehen; einige hielten nichts Heiliges, keinen Altar, oder sonst etwas Göttliches ihrer Verehrung werth; andere verehrten wieder Holz und Steine, und jedes Thier, was ihnen aufstieße. So hielten einige von denen, welche über die allgemeine Natur der Dinge grübelten, Alles nur für eine einzige Substanz; einigen schien die Menge der Substanzen unzälbar; einigen wäre alles in beständiger Bewegung; andere ließen schlechterdings keine Bewegung gelten: nach einigen hätte alles einen Ursprung und Untergang; nach andern entstünde nie etwas, gienge auch nichts unter. Noch räsonnirte er über dergleichen Leute so: ob denn, so wie die, welche sich um die Kenntniß menschlicher Angelegenheiten bewerben, das was sie lernen, für sich und jeden andern praktisch machen zu können glauben, auch jene Grübler in göttlichen Dingen denselben Grundsaz hegten, und ob sie, wenn sie die Gesezze einer jeden Veränderung wüßten, auch wenn sie wollten, Wind, Regen, Witterungen und was sonst nöthig, hervor bringen könnten, oder ob sie dergleichen nichts erwarteten, und es ihnen blos um das Wie zu thun sey? Das war sein Räsonnement über dergleichen Leute.

Er selbst sprach stets von menschlichen Angelegen-

heiten, und untersuchte, was religiös, was irreligiös; was schön, was häßlich; was gerecht, was ungerecht; was Besonnenheit, und Verrüktheit; was Muth, was Furcht; was ein Staat, und ein Staatsmann sey; was es heiße Menschen beherrschen, und ein Beherrscher der Menschen seyn? Dieser und vieler andern Dinge Kenntniß mache den guten und edeln Mann; die in dergleichen unwissend wären, verdienten Sklaven genannt zu werden. In so fern man nun nicht in den Sinn seiner Untersuchungen eindrang, war es kein Wunder daß die Richter ein schiefes Urtheil über ihn fällten; verstand ihn hingegen jedermann, so wäre es ein Wunder, wenn man es nicht einer weitern Untersuchung gewürdigt hätte.

Als er einmal Senator war, welcher Würde zufolge er den Eyd abgelegt hatte, genau den Gesetzen nachzuleben, und die Stelle eines Epistates bekleidete, da bestand das Volk darauf, was völlig gegen die Gesetze lief, alle neun Feldherren zusammen, worunter sich Thrasylus und Erasinides befanden, als Einen Beklagten zu richten und zu verurtheilen; er aber ließ es nicht zum Stimmensammeln kommen, wiewol das Volk ihm aufsäzig war, und viele der Mächtigern Drohungen gegen ihn ausstießen; sondern seinem Eid getreu zu bleiben war ihm mehr werth, als sich dem Volke gefällig zu machen, und den Drohungen der Großen zu entgehen.

Seine Theorie von der Sorge der Götter für die Menschen, gieng von der des großen Haufens ab; denn der nahm an daß die Götter einiges wüßten, einiges nicht.

Sokrates glaubte die Götter wüsten alles, Worte und Handlungen, ja so gar die stillen Gedanken; sie wären allgegenwärtig, und den Menschen bei ihren Angelegenheiten mit ihrem Rathe nahe. Drum wunderts mich also, wie die Athenienser es sich überreden konnten, daß Sokrates in Ansehung der Götter falsche Vorstellungen gehabt habe, er, der nie etwas unheiliges sprach oder that; sondern in Worten und Handlungen sich immer als den religiösesten Mann zeigte.

2.

Auch darüber muß ich mich wundern, wie manche es glauben konnten, als verführe Sokrates die Jünglinge, der doch ausser dem, was ich schon von ihm gesagt habe, in der Liebe und Pflege des Bauchs einer der enthaltsamsten Menschen, gegen Frost und Hizze, und jede Art der Beschwerden ausserordentlich abgehärtet war; der überdies so wenig Bedürfniße hatte, daß seine kleine Einnahme sehr gut zu seinem Unterhalt zureichte. Und ein Mann von dem Charakter solte andere zu Irreligiösen oder Verächtern der Gesezze, oder Schwelgern, oder Wollüstlingen, oder Wüstlingen gemacht haben? Nein! vielmehr hielt er sie davon zurück, flößte ihnen Liebe zur Tugend ein, und nährte sie mit der Hoffnung, daß sie einst gute und brave Männer werden würden, wenn sie in Ansehung ihrer gehörige Sorgfalt anwendeten. Nie nahm er dabei die Miene eines Lehrers an, sondern daß er seinen Freunden immer als ein solches Muster erschien, machte er sie hoffen, daß sie durch

Nachahmung seiner Tugenden ihm einst änlich werden könnten. In Ansehung seines Körpers war er zwar sorgfältig, und lobte die nicht, welche in diesem Stücke fahrläßig waren, aber sich überessen, und überarbeiten das mißbilligte er, so wie hingegen derjenige, welcher ohne Ueberladung sich satt aß, und sich nachher wieder ausarbeitete, seinen Beifall fand. Solch eine Diät, sagte er, sey dem Cörper gesund, und hindere die Cuatur des Geistes nicht. In Kleidung, in Schuhen und in seiner sonstigen Lebensart, war er weder ein Zärtling noch Großthuer. Habsüchtig machte er die nicht, welche mit ihm umgiengen, und dämpfte in ihnen die übrigen Leidenschaften; nahm auch kein Geld von denen, die seinen Umgang suchten. Leute, die das nicht thäten, hielt er für edel und unabhängig; die aber Geld, als Belohnung für ihren Umgang nähmen, die nannte er Verkäufer ihrer eigenen Person, weil sie nun schon gezwungen wären mit denen umzugehen, von denen sie gelohnt würden. Er wunderte sich auch, wie einer, der sich dafür ausgäbe die Tugend zu lehren, sich bezahlen lassen könne, und es nicht vielmehr für den grösten Gewinn halte, einen Freund zum braven Mann gemacht zu haben; sondern ihm bange sey, daß der nun gute und brave gegen seinen grösten Woltháter nicht auch vorzüglich dankbar seyn werde. Sokrates aber that auch nie einem das Versprechen; sondern glaubte, daß diejenigen aus seinem Umgange, welche seine Grundsäzze annähmen, Zeit Lebens ihm und andern sich als treue Freunde beweisen würden.

Und ein solcher Mann solte die Jünglinge verführt haben? Eifer für die Tugend müste denn Verführung heißen.

Aber sagt sein Ankläger, er flößt seinen Freunden Verachtung gegen die Gesezze des Landes ein, dadurch daß er ihnen z. E. sagt: wie albern es sey die Obrigkeiten des Staats mit Bohnen zu wählen, da doch keiner einen Steuermann, oder Zimmermann, oder Flötenspieler, oder andere der Art durch die Bohnenwahl nähme, wiewol diese, wenn sie etwas versähen, weit geringern Schaden thäten, als jene, wenn sie in Staatsangelegenheiten einen Fehler begiengen. Durch solche Reden stolz gemacht verachteten junge Leute die Verfassung des Staats, und betrügen sich übermüthig. Ich aber glaube daß diejenigen, welche der Philosophie des Lebens sich befleissigen und einmal ihre Mitbürger über ihre Pflichten zu belehren denken, am wenigsten übermüthig werden, weil sie wol wissen, daß Gewaltthätigkeit Feindschaft und Gefahr gebiert, und daß man durch Ueberredung ohne Gefahr, und in allem Guten zum Ziel kommen könne. Denn Leute, die mit Gewalt behandelt werden, sind den Geplünderten gleich zum Hasse geneigt; Ueberredete aber lieben den, der sie überredet hat, als ihren Woltháter.

Gewaltthätigkeit wird also keinesweges von Verständigen, sondern nur von solchen, denen es im Besiz der Macht an Verstand fehlt, geübt werden. Der Gewaltthätige wird auch keine kleine Anzahl auf seiner Seite haben müssen, der hingegen, welcher

in der Ueberredungskunst stark ist, nicht Einen, denn mittelst dieser kann er ganz allein mächtig genug wirken. Wie solte auch ein solcher nicht lieber jemanden leben lassen, und ihn zu seiner Absicht überredet als ein Werkzeug gebrauchen, statt daß er ihn ums Leben brächte.

Aber sagt der Ankläger, Kritias und Alkibiades, beide Freunde des Sokrates, haben dem Staat vieles Böse zugefügt. Kritias war zur Zeit der oligarchischen Regierungsform der habsüchtigste und gewaltthätigste Mensch. Alkibiades war zu den Zeiten der Demokratie der üppigste und stolzeste Wüstling. Ich spreche sie nicht frei von dem, was sie dem Staat Böses zugefügt haben, ich will blos die Beschaffenheit ihres Umganges mit dem Sokrates beschreiben.

Natur brachte in beiden Männern die ehrgeizigsten, eigenwilligsten und ruhmsüchtigsten hervor. Sie wolten alles durch eigene Kraft bewirken und dabei große Rollen spielen; sie wusten daß Sokrates von einem äusserst kleinen Vermögen sehr bequem lebe, daß er Herr aller seiner Leidenschaften sey, und einen jeden durch Worte lenken könne wohin er wolle. Dies sahen sie; solten sie aber wol bei dem Charakter, den ich von ihnen gezeichnet habe, nach Sokrates Umgange deswegen lüstern gewesen seyn, weil sie es nach seinem Wandel und nach seinen Einsichten waren, oder weil sie glaubten durch seinen Umgang beredte und thätige Männer zu werden? Ich meines Theils bin überzeugt, daß, wenn ihnen ein Gott die Wahl gelassen hätte, ein ganzes Leben wie Sokrates

zu leben, oder zu sterben, sie lieber den Tod erwält hätten. Dies ist aus ihrem Verfahren sichtbar; denn so bald sie sich über ihre Zeitgenossen hinauf geschwungen zu haben glaubten, gaben sie den Umgang mit Sokrates auf, und machten sich nun an Staatsgeschäfte, weswegen sie seine Freundschaft gesucht hatten. Vielleicht macht jemand die Einwendung, Sokrates hätte seine Schüler nicht eher mit der Politik bekannt machen müssen, bevor sie nicht Philosophie des Lebens besaßen. Ich habe dagegen nichts; ich sehe aber, daß alle Lehrer sich selbst ihren Schülern zeigen wie sie das ausüben, was sie lehren, und sie mit Worten dazu anreizen; weiß auch, daß Sokrates sich immer seinen Schülern als einen guten und braven Mann zeigte, und ihnen immer die schönsten Lehren über Tugend, und andere menschliche Angelegenheiten, gab; weiß auch, daß, so lange jene Sokrates Umgang genossen, sie sehr vernünftig sich betrugen, und das nicht aus Furcht vor seinem Tadel, oder Züchtigungen, sondern aus Ueberzeugung, daß ein solches Betragen das tadelloseste sey.

Manche Afterphilosophen werden zwar sagen, es sey unmöglich, daß ein rechtschaffener Mann die Rechtschaffenheit verlassen, ein Bescheidener wieder stolz werden, und einer das je verlernen könne, was er einmal erlernt habe. So denk ich nicht. Ich glaube vielmehr, daß, so wie diejenigen, die ihren Cörper nicht üben, die Handlungen des Cörpers nicht verrichten können, eben so die, welche ihre Seelenkräfte ungeübt lassen, auch nicht die Geschäfte der

Seele zu thun im Stande sind. Weder das Thun noch das Lassen steht nun noch in ihrer Gewalt. Es entfernen daher Väter ihre Söhne, wenn sie gleich zu Verstande gekommen sind, doch von der Gesellschaft schlechter Leute, überzeugt, daß Umgang mit Guten Uebung der Tugend, mit Bösen hingegen, Verschlimmerung sey. Der Dichter *) bezeugt das in folgenden Worten.

Gutes wirst du von Guten erlernen, aber der Bösen
Umgang raubt dir noch was von Verstande du hast.

Und ein anderer:

Selbst der Besserer neigt bei seiner Tugend zum Bösen

Ich stimme darinn ein, indem ich sehe, daß, so wie die, welche Stellen der Dichter nicht fleißig üben, sie vergessen, eben so die, welche der Lehrer Vorschriften nicht achten, sie wieder aus dem Gedächtniß verlieren. Vergißt nun einer die moralischen Vorschriften, so vergißt er auch bald, wodurch in seiner Seele die Liebe zur Tugend entflammt werde. Ist das weg, was Wunder, wenn nun auch alle Besonnenheit schwindet.

Ich sehe auch, daß die, welche sich dem Trunk ergeben, und von Wollust berauscht sind, weit weniger ihre Pflichten erfüllen, und sich vor dem, was pflichtlos ist, hüten können. Denn viele sind sparsam mit ihrem Vermögen, bevor sie sich der Liebe ergeben, welches sie nachher nicht mehr im Stande sind, und nach durchgebrachtem Vermögen halten sie gewiße

*) Theognis.

Arten des Erwerbs nicht mehr wie vorher für schändlich, und befassen sich damit. Solte nun einer, der ehedem nach vernünftigen Grundsäzzen handelte, nachher sich nicht in seinen Grundsäzzen ändern, und einer der Rechtschaffenheit übte, späterhin nicht untüchtig dazu seyn können? Alles Gute und Schöne scheint eine Sache der Uebung zu seyn, nicht minder also Besonnenheit; denn die Leidenschaften leiten die Seele, die mit ihnen Bewohnerin Eines Körpers ist, statt zur Besonnenheit lieber dazu an, daß sie immer befriedigt werden, und der Körper sich recht behaglich befinde. So lange Kritias und Alkibiades mit dem Sokrates umgingen, konnten sie mit seinem Beistand den bösen Leidenschaften widerstehen; als sie sich aber von ihm entfernt hatten, und Kritias nach Thessalien geflohen war, kam er dort mit Leuten in Verbindung, welche das Laster mehr liebten als die Tugend. Was den Alkibiades betrift, so wurde er in Ansehung seiner völlig sorglos, da wegen seiner Schönheit ihn viele Frauenzimmer vom ersten Range suchten, da wegen seiner Gewalt so wol in Athen selbst, als auch bei den Bundesgenossen ihn die Schmeicheleien vieler, die sich recht darauf verstanden, *) zu stolz machten, da das Volk ihn ehrte, und er ohne Umstände für den ersten galt; grade so wie die Kämpfer in den gymnastischen Spielen, die immer leicht den Sieg davon tragen, ihre Uebungen vernachläßigen. Da nun bei beiden Leuten dergleichen zusammen kam, beide auf ihre Geburt und ihren

*) Ich ziehe hier das δυνατῶν zu κολακεύειν.

Reichthum aufgeblasen, stolz auf ihre Macht waren, da andere dadurch, daß sie ihnen Manches in den Kopf sezten, sie verderbt hatten; was Wunder, wenn man die lange Entfernung vom Sokrates dazu nimmt, daß sie übermüthig wurden? Und doch schreibt jede ihrer Vergehungen der Ankläger auf Sokrates Rechnung. Daß Sokrates sie in ihren Jünglingsjahren, in denen sie natürlich sehr unbedachtsam und ausgelassen waren, zur Besonnenheit brachte, scheint das der Ankläger des Lobes nicht werth zu achten? In andern Fällen urtheilt man doch ganz anders. Denn wer wird es einem Meister auf der Flöte oder Cythar, oder einem andern Lehrer nach geendigtem Unterricht zur Last legen, wenn seine Schüler in der Schule eines andern schlechter werden? Welcher Vater wird, wenn sein Sohn in jemandes Umgange sich weise beträgt, und nachher, wenn er an einen andern geräth, lasterhaft wird, jenem erstern die Schuld beimessen? Wird er nicht dem erstern um so mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, je verderbter sein Sohn bei lezterm geworden ist. So haben auch die Väter selbst, wenn sie mit ihren Söhnen umgehen, und dabei selbst tugendhaft sind, keine Schuld, wenn die Söhne lasterhaft werden. Und nach diesen Grundsäzzen muste man doch billig den Sokrates beurtheilen. Denn hatte er ja etwas unrechts gethan, so muste man ihn vielleicht für lasterhaft halten, hatte er es aber in der Tugend weit gebracht, wie konnte man ihm mit Recht etwas Böses zur Last legen, das nie in seine Seele kam? Ja, gesezt, er hätte nie

selbst etwas Böses gethan, und nur den Handlungen der Lasterhaften Beyfall gegeben, so könte man ihm mit Recht Vorwürfe machen. Nun aber suchte er den Kritias, der in den Euthydemus verliebt war, und nach einem unzüchtigen Umgang mit diesem Jüngling strebte, davon durch die Vorstellung zurück zu bringen, wie unedel und wie unanständig für einen guten rechtschaffenen Mann es sey, den geliebten Gegenstand, dem er sich doch werth machen wolle, wie ein Bettler um etwas zu bitten, was noch dazu gegen alle Tugend und Ehrbarkeit sey. Sokrates soll sogar, da Kritias nicht auf diese Vorstellungen hörte, und sich nicht zurückbringen lassen wolte, in Gegenwart einer Menge anderer und des Euthydemus gesagt haben, es schiene dem Kritias wie den Schweinen zu gehen, er wolle sich an dem Euthydem reiben wie die Ferkel an den Steinen. Seit der Zeit warf Kritias einen Haß auf den Sokrates, daß er auch, als er und Charikles zur Feststellung und Einrichtung der Gesezze unter die Zahl der Dreyßig aufgenommen war, es ihm gedachte, und in einem Gesez verordnete, es solte keiner die Sophistik lehren; damit suchte er aus Mangel eines andern gegründeten Vorwandes dem Sokrates einen Schlag beizubringen, indem eigentlich ihn allein das treffen solte, was der große Haufe den Philosophen Schuld giebt, indem er ihn eben bei dem verdächtig zu machen suchte. Ich weiß von Sokrates Sophisterei Nichts, und auch kein anderer hat meines Wissens nie dergleichen von ihm erzählt. Nachher entwickelte sich der Grund

ihres Haßes. Denn als die Dreyßig viele Bürger und einige der edelsten hatten hinrichten lassen, viele auch zu unrechtschaffenen Handlungen veranlaßten, so sagte Sokrates irgendwo: es würde ihm doch sonderbar scheinen, wenn ein Kuhhirt, der seine Heerde verminderte und zurück kommen ließ, nicht gestehen wolte, daß er ein schlechter Kuhhirt sey; und noch sonderbarer schien es ihm, wenn einer, der der erste im Staat geworden wäre, und unter dem die Bürger sich immer verminderten und schlechter würden, nicht in sich ginge, und es nicht glauben wolte, daß er ein schlechter Regierer des Staats sey. Da dem Kritias und Charikles dies wieder erzählt wurde, so ließen sie den Sokrates kommen, hielten ihm das Gesez vor, und untersagten ihm, je wieder mit jungen Leuten zu sprechen. Sokrates fragte, ob ihm erlaubt sey, nach dem Sinn ihm unverständlicher Stellen in dem Gesez sich zu erkundigen? O ja, sagten jene —. Ich bin, fuhr Sokrates fort, bereit, die Gesezze zu beobachten; damit ich aber nicht aus Unwissenheit das Gesez übertrete, so will ich mich bei euch sorgfältig erkundigen, ob ihr aus dem Grunde, weil ihr die Sophistik für eine Sache haltet, die dem richtig sprechenden vortheilhaft ist, sie verbietet, oder weil sie denen, die in ihrem Vortrag gern alles durcheinander wirren, nüzlich ist. Ist sie zu einem richtigen zusammenhängenden Vortrag nüzlich, so folgt, wir müssen die Richtigkeit und Ordnung aufgeben; ist sie leztern nüzlich, so folgt, wir müssen uns eines zusammenhängenden Vortrags zu befleißigen suchen.

Charikles (zornig). Weil du denn das nicht weißt, Sokrates, so untersagen wir dir, um dirs leichter zu machen, ganz und gar mit Jünglingen zu sprechen.

Sokrates. Damit auch hier mir kein Zweifel übrig bleibe, und ich ja nicht gegen das Gesez handele, so sagt mir, bis zu welcher Zeit bestimmt ihr die Jünglingsjahre eines Menschen?

Charikles. So lange er noch nicht Senator seyn kann; bevor nicht sein Verstand die völlige Reife hat, folglich mit keinem, der unter dreyssig Jahr ist.

Sokrates. Wenn ich etwas kaufe, was einer, der unter dreyßig ist, feil hat, soll ich auch nicht fragen, was es kostet?

Charikles. Das wol. Aber du magst gern nach Dingen fragen, die du schon weißt. Dergleichen also nicht.

Sokrates. Soll ich auch nicht antworten, wenn jemand fragt: wo wohnt Charikles? oder wo ist Kritias?

Charikles. Das magst du immerhin.

Kritias. Mit Gerbern, Künstlern in Holz und Erz solst du ebenfalls nicht mehr sprechen, du hast den Leuten, glaub ich, durch dein Geschwätz den Kopf verrückt.

Sokrates. Also auch davon nicht, was bei diesen Leuten so sehr an seinem Orte ist, von Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Ungerechtigkeit?

Kritias. Nichts! auch nicht mit Kuhhirten, und sey hübsch auf deiner Hut, daß durch dich die Kühe nicht schlechter werden.

Hieraus ist klar, daß sie wegen des ihnen hinterbrachten Bonmots in Ansehung der Kühe zornig auf den Sokrates waren. Genug von dem Umgang des Sokrates mit Kritias und ihrem Verhältniße gegen einander. Noch den Zusaz erlaube man mir, daß im Grunde gar kein Unterricht statt finden könne, bei einem, der uns nicht gefällt. Kritias und Alkibiades pflogen, so lange sie mit ihm umgingen, den Umgang nicht aus wahrem Wolgefallen am Sokrates, sondern ihr ganzes Streben ging vom Anfang an dahin, einst den Staat zu regieren; denn selbst schon während ihres Umgangs mit Sokrates sprachen sie mit keinen lieber, als mit solchen, welche Staatsgeschäfte verwalteten. So erzählt mam von Alkibiades, daß er, ehe er noch einmal zwanzig Jahr alt war, mit seinem Vormund Perikles, der damals einer der Ersten des Staats war, folgendes Gespräch über die Gesetze gehalten habe.

Alkibiades. Sage mir, Perikles, könntest du mich wol darüber belehren, was ein Gesetz ist?

Perikles. O ja.

Alkibiades. Nun dann! Ich höre so manche als Männer, die den Gesezzen gehorsam sind, loben, und glaube, keiner kann mit Recht den Namen verdienen, der nicht weiß, was ein Gesetz ist.

Perikles. Das ist sehr leicht, dir diese Frage zu beantworten. Gesetz ist alles, was das versam-

melte Volk nach angestellter Prüfung schriftlich abfaßt, was man thun und lassen soll.

Alkibiades. Was beschließt denn das Volk, das man thun soll, gutes oder böses?

Perikles. Natürlich das gute mein Sohn; das böse nicht.

Alkibiades. Wenn aber nun nicht eine ganze versammelte Menge, sondern wenn, wie in Oligarchien, nur wenige sich vereinigen, um zu bestimmen, was man thun soll, was ist das?

Perikles. Alles, was die Macht eines Staats nach angestellter Berathschlagung niederschreibt, was geschehen soll, das heißt ein Gesetz.

Alkibiades. Also auch das, was ein mächtiger Tyrann seinen Bürgern zu thun vorschreibt?

Perikles. Auch das.

Alkibiades. Was ist denn aber Gewalt und Unrecht, Perikles? Nicht wahr, wenn der Mächtigere den Schwächern nicht mit Güte, sondern mit Gewalt dazu bringt, seinen Willen zu thun.

Perikles. Nach meinem Bedünken, ja.

Alkibiades. Wenn also der Tyrann seine Bürger nicht überredet, sondern sie zu dem zwingt, was er ihnen vorgeschrieben hat, das ist Unrecht?

Perikles. Ja so scheints mir, und ich nehme meine Behauptung zurück, daß das, was ein Tyrann ohne Güte zu brauchen, vorschreibt, ein Gesetz sey.

Alkibiades. Was aber wenige der Menge nicht mit Güte, sondern mit Gewalt befehlen, nennen wir das auch Gewalt oder nicht?

Perikles. Alles, wozu jemand den andern zwingt, es sey schriftlich verfaßt oder nicht, ist ehr Gewalt, als Gesetz.

Alkibiades. Und was die ganze Menge, die die reichere beherrscht, vorschreibt ohne Güte zu brauchen, wäre das Gewalt oder Gesetz?

Perikles. Allerdings Alkibiades. Ich in deinen Jahren war in dergleichen Untersuchungen stark. Wir dachten und philosophirten gern darüber, wie ich sehe, daß du izt auch thust.

Alkibiades. Mögte ich doch damals dein Freund gewesen seyn, als du darin dich selbst übertraffst.

Sobald sie aber glaubten, denen, die am Staatsruder saßen, überlegen zu seyn, so gingen sie nicht mehr zum Sokrates — in andern Dingen war er ohnehin ihr Mann nicht, und kamen sie wol einmal, so musten sie Vorwürfe über ihre Fehler hören, und das stand ihnen nicht an, — verwalteten nur Staatsgeschäfte, das eigentlich Zweck ihres Umgangs mit Sokrates gewesen war. Dagegen suchten Kriton und Chärephon, Chärekrates, Simmias, Kebes und Phädon und andere, die mit Sokrates umgingen, nicht in Volksversamlungen oder vor Gericht zu glänzen, sondern gute, brave Männer zu werden, ihren Häusern, ihrem Gesinde, ihren Familien und ihren Freunden, dem Staat, den Mitbürgern zu nützen; keiner von allen diesen that, weder in frühern Jahren noch späterhin etwas böses, keiner ließ sich ein Verbrechen zu Schulden kommen.

Aber, fährt der Ankläger fort, Sokrates lehrte ja seine Schüler, ihre Väter niederträchtig zu behandeln, indem er ihnen versprach, sie weiser zu machen als ihre Väter wären; denn, sagte er, derjenige der seinen Vater des Mangels an Verstande überführt, ist nach den Gesezzen berechtigt ihn zu binden, und brauchte das zum Beweis, es sey gesezmäßig, daß der weisere den unwissenden binden könne. Sokrates Sinn aber war, daß der, welcher einen andern wegen Unwissenheit binde, mit eben so vielem Recht von dem, der ihn an Kentnissen übertreffe, gebunden werden müsse, und deswegen stellte er oft darüber Untersuchungen an, wie Raserei sich von Unwissenheit unterscheide? und daß es heilsam sey für Rasende selbst sowol, als auch für ihre Freunde, sie zu binden; die aber etwas nicht wüsten, müsten es von Einsichtsvollen zu erlernen suchen.

Ferner, sagt der Ankläger, sezt er nicht nur die Väter, sondern auch die übrigen Angehörigen in den Augen ihrer Verwandten herab, indem er sagt: Verwandte könnten weder Kranken, noch in Rechtshändel verwikkelten helfen; jenen nur die Aerzte, diesen Rechtsgelehrte.

Wenn Sokrates von Freundschaft sprach, soll er gesagt haben, das beste Herz sey nichts werth, wenn nicht zugleich das Vermögen zu helfen damit verbunden wäre. Nur diejenigen verdienten Achtung, die nebst der gehörigen Kentniß auch zugleich das Talent eines guten Vortrags hätten. Indem er den Jünglingen weiß gemacht habe, er sey der weiseste,

und der geschickteste andre weise zu machen, habe er sich bei ihnen so in Credit gesezt, daß die andern in Vergleichung mit ihm in ihren Augen gar nichts mehr gegolten hätten.

Ich weiß, daß er über Väter und andre Verwandten und Freunde wol dergleichen sprach; ja noch mehr, daß man ja den Leichnam des nähesten Verwandten sogleich wegschaffe und begrabe, sobald die Seele, die allein sein denkendes Wesen ausmache, ihn verlassen habe; daß alle Lebende das Unbrauchbare und Unnütze an ihrem Leibe, den sie doch am meisten liebten, entweder selbst wegnähmen, oder von andern wegnehmen ließen. Sich selbst nähmen sie Nägel, Haare, die dicke Haut ab; von den Aerzten ließen sie sich unter vielen Schmerzen und Angst schneiden und brennen, und glaubten ihnen noch dafür Dank und Belohnung schuldig zu seyn; sie spieen den Speichel, so weit sie könten, aus dem Munde, weil er ihnen im Leibe nicht nur nichts nütze, sondern vielmehr schädlich sey.

So sprach er, ohne damit lehren zu wollen seinen Vater lebendig zu begraben, oder sich zu verstümmeln, sondern nur zu beweisen, daß das, was keine Denkkraft besizt, auch nicht geachtet werde. Dadurch ermunterte er auch seine Schüler, so weise und gemeinnüzzig als möglich zu werden, damit, wenn etwa einer von seinem Vater, oder Bruder, oder einem andern geachtet seyn wolte, er nicht im Vertrauen auf die Verwandtschaft sich sorglos verhielte, sondern

nur dahin trachte, dem, auf dessen Achtung er Ansprüche machte, nüzlich zu werden.

Ferner, sagt der Ankläger, hebt er die schlechtsten Stellen aus den berühmtesten Dichtern aus, und unterstüzt damit seine Anleitungen zu einer übel angewandten Thätigkeit und Tyrannei. Die Stelle im Hesiodus *)

Arbeiten schändet keinen, müßig seyn bringt viel Schande.

erklärte er so, als wolle der Dichter sagen, man müsse sich keinem Geschäfte, seys immerhin ungerecht und entehrend, entziehen, sondern es thun, wenn nur dabei etwas zu gewinnen sey. Indem aber Sokrates einen thätigen Mann für nüzlich und gut, den Faullenzer hingegen für etwas böses erklärte, legte er eben dadurch seine Meinung über arbeiten und faul seyn an den Tag. Etwas nüzliches thun hieß daher bei ihm nur arbeiten; Spieler hingegen, oder sonst Leute, die etwas böses und schädliches thaten, waren bei ihm Müßiggänger. In diesem Sinn ist sonach der Ausspruch wahr:

Arbeiten schändet keinen, müßig seyn bringt viel Schande.

Auch brauche er, fährt der Ankläger fort, oft Odüsseus Worte im Homer: **)

*) Hesiodus εργα και ἡμεραι v. 311. Der Ankläger schob dem Sokrates eine falsche Erklärung dieser Stelle unter. Er zog das Wort ὀδεν auf ἐργον, da es doch offenbar auf ὀνειδος gezogen werden muß.

**) Ilias B. 2. 188. Nach der Stolbergischen Uebersezzung v. 185 fg.

Welchen Fürsten des Heers und edlen Krieger er antraf,
Diesen hielt er zurück mit glatten freundlichen Worten:
Edler, es ziemet dir nicht, gleich einem Schwachen zu zittern!
Bleib du selber in Ruh', und bewege die Völker zum Bleiben.
Denn du weißt mit Gewißheit noch nicht den Sinn des Atriden.
Welchen lärmenden Mann des niedrigen Pöbels er antraf,
Diesen schlug sein Scepter und diesen straft' er mit Worten:
Still du! rühre dich nicht, und höre Befehle von andern,
Welche tapferer sind; unkriegrisch bist du und feige,
Wirst für nichts in der Schlacht, für nichts im Rathe gerechnet.

Diese Stelle hätte er so ausgelegt, als wenn der Dichter es für lobenswürdig hielte, Leute vom Volke und Arme zu schlagen. Sokrates wolte das gar nicht sagen — denn auf diese Weise hätte er gegen sich selbst gesprochen — sondern er meinte, daß Leute, die weder durch Rath noch That nüzten, die weder bei der Armee, noch im Staate, noch in Versamlungen des Volks im Fall der Noth helfen könten, die überdies noch brutal wären, durchaus im Zaum gehalten werden müsten, wenn sie auch noch so reich wären. Sokrates war vielmehr als ein populärer menschenfreundlicher Mann bekandt. Er nahm eine Menge aus Athen sowol, als auch Fremde, die seinen Umgang wünschten, auf, ohne je von ihnen eine

Belohnung zu fordern, und ließ alle gern Theil an seinen Kentnissen nehmen. Dagegen verkauften einige das Wenige, was sie umsonst von ihm bekamen, für vieles Geld wieder an andre, und waren folglich nicht so menschenfreundlich als er; denn mit solchen, welche kein Vermögen hatten, sie zu bezahlen, wolten sie sich gar nicht einlassen. Sokrates aber machte vor allen andern dem Staat Ehre, weit mehr als Lichas dem Lacedämonischen, der darüber berühmt wurde, daß er an dem Tage, wenn die Knaben feyerliche Uebungen hielten, alle sich in Lacedämon aufhaltende Fremden speiste. Sokrates aber verschwendete sein ganzes Leben hindurch alles das Seine, um denen, die es wünschten, recht nüzlich zu werden, und ließ seine Freunde gebessert von sich.

Bei einem solchen Charakter, scheint mir Sokrates vielmehr Ehre verdient zu haben als Todesstrafe, und jeder, der die Sache nach den Gesezzen untersucht, wird das nemliche finden. Denn wird jemand der Dieberei, der Kleiderdieberei oder Beutelschneiderei, oder des gewaltsamen Einbruchs, oder Seelenverkaufung oder Tempelraubes überführt, der hat den Tod verwirkt; aber von allen dergleichen Verbrechen war Sokrates himmelweit entfernt. Ausserdem ist er nie an einem dem Staat verderblichen Kriege, nie an einem Aufruhr oder an einer Verrätherei Schuld gewesen, nie hat er privatim irgend einem Menschen etwas Gutes geraubt, nie etwas Böses zugefügt, selbst nie den entferntesten Antheil daran gehabt.

Wie konte man einem solchen Mann den Proceß machen, ihm, der anstatt die Götter zu leugnen, (wie es in der Anklage hieß) offenbar dieselben eifriger verehrte als alle andere Menschen; der statt die Jünglinge zu verführen (dessen ihn auch der Ankläger beschuldigte) die bösen Leidenschaften, von denen seine Freunde beherrscht wurden, in ihnen zu dämpfen suchtel, und sie aufmunterte nach der schönen und edeln Tugend zu streben, die uns zu guten Bürgern und Hausvätern macht? Solte einen Mann, der so handelte, nicht der Staat aufs höchste verehren? —

3.

Izt will ich Fälle erzählen, wo er seinen Freunden theils durch Beispiel, theils durch Lehre nüzlich zu werden suchte, auf so viel derselben ich mich besinnen kann. In Ansehung der Gottesverehrung sprach und handelte er völlig dem Ausspruche der Pythischen Pristerinn gemäß, welchen sie denen, die sie über das Verhalten bei Opfern und Verehrung der Vorfahren befragten, ertheilte, daß nemlich alle die Verehrer der Gottheit wären, die nach den Gesezzen des Staats handelten, und das that Sokrates für seine eigene Person nicht nur, sondern er munterte auch andere dazu auf. und hielt anders handelnde für Abergläubige und Thoren. Auch bat er die Götter ganz ohne Bestimmung um Gewährung des Guten, weil die Götter am besten es wissen müsten, was gut sey; und die, welche um Gold oder Silber oder Herrschaft, oder andre dergleichen Dinge bäten, kämen ihm gerade

so vor, als båten sie um eine Partie Würfel, oder um einen Proceß oder um sonst was, wovon der Ausgang offenbar ungewiß sey. Mit seinen geringen Opfern vom kleinen Vermögen glaubte er denen nicht nachstehen zu dürfen, welche bei Ueberfluß und Reichthum große Opfer brächten. Das müsten, meinte er, schlechte Götter seyn, die sich über große Opfer mehr freuten, als über kleine, denn in diesem Fall müsten ihnen Opfer von Bösewichten oft angenehmer seyn, als von Rechtschaffnen, und Menschen hätten auf diese Weise nicht Ursach das Leben für etwas wünschenswürdiges zu halten, sondern er glaubte, daß die Götter sich über die Verehrung der Rechtschaffenen am meisten freueten. Er führte daher beständig folgende Stelle im Munde:

Nach Vermögen bringe den ewigen Göttern die Gaben.*)

und für Freunde, Fremde, und in allen Verhältnissen des Lebens sey das eine vortreffliche Regel: Gieb nach Vermögen. Glaubte er über etwas eine göttliche Offenbarung zu haben, so würde er weniger zu überreden gewesen seyn, das Gegentheil zu thun, als wenn ihm jemand gerathen hätte, einen blinden oder des Weges unkundigen statt eines sehenden und des Weges kundigen zum Führer zu nehmen; auch tadelte er die Thorheit andrer, welche gegen den Willen der Götter etwas unternähmen, und sich doch so sehr vor Verachtung der Menschen hüteten. Ihm hingegen war alles Menschliche in Vergleichung mit dem Willen der Götter Nichts. Seine Seele sowol als seinen

*) Hesiodus ἐργ. κ. ἡμ. 336.

Leib hatte er an eine solche Lebensart gewöhnt, bei deren Gebrauch jemand, es müßte denn die Gottheit selber es hindern, stets ein zufriednes und ruhiges Leben zu führen im Stande ist, und nie seiner Ausgaben wegen in Verlegenheit kommen kann. Denn er war so sparsam, daß ich nicht weiß, wie wenig einer verdienen müßte, wenn nicht Sokrates daran hätte genug haben sollen. Er aß nur so viel, als er mit Appetit aß, und er kam jederzeit so vorbereitet zum Essen, daß der Appetit ihm statt aller Gerichte diente; das Trinken war ihm angenehm, weil er nie trank, als wenn ihn dürstete. Und wurde er wo zum Essen gebeten, so war ihm das, was andern so schwer wird, nicht über Gebühr zu essen, zu beobachten sehr leicht. Denen, welche diese Schwachheit hatten, rieth er vor einladenden Gerichten und Getränken sich in Acht zu nehmen, denn die wären es eben, welche den Magen, Kopf und Geist beschwerten. Er versicherte auch im Scherz, Circe habe die Gefährten des Ulysses, die dergleichen in Menge zu sich nahmen, darum in Schweine verwandelt; den Ulysses hingegen habe dies Schicksal nicht getroffen, weil er sowol auf den Rath des Merkur, als auch aus eigner Enthaltsamkeit, sich über Gebühr anzufüllen, sich gehütet habe. In diesen Scherz kleidete er ernste Wahrheiten ein.

In Ansehung der Liebe warnte er sehr nachdrücklich vor allem genauen Umgang mit schönen Personen; denn es sey nicht leicht, sagte er, in ihrer Gesellschaft Fassungskraft genug zu behalten. Als er

einst vom Kritobul hörte, daß er den Sohn des Alkibiades geküßt hätte, fing er in Gegenwart des Kritobuls folgende Unterredung mit dem Xenophon an:

Sokrates. Sage mir Xenophon, hieltest du nicht den Kritobul immer mehr für einen bedachtsamen, besonnenen Menschen, als für einen kekken, unbesonnen, der in die Gefahr hineinläuft

Xenophon. Das that ich, ja.

Sokrates. Diese Idee gieb auf. Halte ihn für den allerunbesonnensten, verwegensten, der blind in aufgepflanzte Schwerdter und ins Feuer springt

Xenophon. Ist dir denn was bekandt, worauf du deine Beschuldigung gründest?

Sokrates. Denk dir die Verwegenheit, den schönen, wohlgebildeten Sohn des Alkibiades zu küssen.

Xenophon. Die Gefahr ist von der Art, daß ich mir Herz genug zutraue, ihr entgegen zu gehen.

Sokrates. Waghals! Und die Nachwehen nach dem Kuß! Nicht wahr, du giebst deine Freyheit auf einmal hin, und wirst ein Sklav? Ists nicht zu viel aufgeopfert für den flüchtigen Genuß? Nicht zu viel Zeitverlust, in der du auf etwas Ernsteres und Edleres denken köntest? Wirst du nicht mit Zwang zu Handlungen hingerissen, die du kaum im Wahnsinn gethan hättest?

Xenophon. Beim Herkules! deine Schilderung von den Wirkungen eines Kusses ist fürchterlich.

Sokrates. Du wunderst dich! Weißt du nicht, daß die Spinnen, die noch nicht die Größe eines halben Obolus haben, wenn sie uns blos an den Mund

kommen, heftige Schmerzen verursachen und uns beinahe der Sinnen berauben.

Xenophon. Richtig! sie flößen mit dem Biß Gift ein.

Sokrates. Und glaubst du Thor denn nicht, daß die schönen Knaben mit ihrem Kuß etwas dir unsichtbares einflößen? Weißt du nicht, daß das Thierchen Schönheit und gute Bildung genannt, um so schädlicher ist, als die Spinnen, indem diese nur durch Berührung, jene ohne wirklich zu berühren, blos durch den Anblick und in der Ferne etwas einflößen, das zum Rasen bringt? Vielleicht werden die Liebesgötter deswegen mit Bogen bewafnet vorgestellt, weil schöne Personen auch in der Ferne verwunden. Sobald du also, Xenophon, einen schönen Knaben siehest, so fliehe, so weit du kanst. Dir aber Kritobul gebe ich den Rath, auf ein Jahr zu verreisen; kaum daß du in so langer Zeit von deiner Wunde genesest.

Sein Grundsatz war auch noch, daß diejenigen, welche gar zu verliebt wären, lieber der Art von Liebe fröhnen mögten, wobei die Seele ungerührt bliebe, wenn nicht gerade der Cörper ein Bedürfniß empfände, und die, im Fall er Bedürfniß empfände, weiter keine Ungelegenheiten verursache.

Er selbst war aber in diesem Stück immer so gefaßt, daß er leichte sich der schönsten und wohlgebildetsten Personen enthielt, als andre der häßlichsten und unansehnlichsten. Auch in Ansehung des Essens und Trinkens war er von festen Grundsäzzen, und er

glaubte nicht weniger wahre Freuden zu genießen als die, welche darauf recht raffinirten, ohne zugleich die schmerzhaften Empfindungen zu haben, wie jene.

4.

Wenn ja einige der Meinung sind, (und das ist die Sprache mancher von ihm, die nach Gründen urtheilen) er habe zwar die Menschen sehr vortreflich zur Tugend ermuntern können, sie aber wirklich ihr zuzuführen, dazu sey er nicht geschikt gewesen, so mögen sie einmal sich erinnern, wie er die eingebildeten Vielwisser durch Fragen in die Enge trieb, und wie er im Unterricht seiner Freunde oft ganze Tage hinbrachte, und dann prüfen, ob er geschickt war, seine Freunde wirklich besser zu machen.

Vor izt will ich die Unterredung mittheilen, die er einmal mit dem Aristodem dem jüngern in meiner Gewart hielte. Er hatte erfahren, daß der nie den Göttern ein Opfer brächte, nie sich der Wahrsagekunst bediente, und über dergleichen Dinge lache.

Sokrates. Sage mir Aristodem, hast du wol einmal Menschen wegen ihrer Weisheit bewundert?

Aristodem. Das habe ich.

Sokrates. So nenne mir sie.

Aristodem. Im Heldengedicht vorzüglich den Homer; in der Dithyrambe den Melanippides; im Trauerspiel den Sophokles; in der Bildhauerkunst den Polyklet, und in der Mahlerei den Zeuxis.

Sokrates. Welche scheinen dir mehr Bewunderung zu verdienen, die, welche vernunftlose, unbewegliche Bilder, oder die, welche lebende, vernünftige und thätige Wesen hervorbringen?

Aristodem. Versteht sichs die lebendige hervorbringen, denn bei denen sieht mans, ists nicht Werk des Zufalls, sondern der Ueberlegung.

Sokrates. Welche Dinge hältst du nun für Werke des Zufalls oder Werke der Ueberlegung, solche, die kein inneres Merkmal haben, wozu sie da sind, oder solche, deren Nuzzen am Tage liegt.

Aristodem. Natürlich sind die nüzlichen Werke der Ueberlegung.

Sokrates. Dünkt dich nicht, daß der Schöpfer der Menschen ihnen des Nuzzens wegen Werkzeuge für jegliche Art von Empfindungen gegeben hat, Augen das Sichtbare zu sehen, Ohren das Hörbare zu hören? Was hülfe die Rüche, wenn er uns nicht eine Nase gegeben hätte? Wo wäre eine Empfindung vom Süßen und Scharfen und Angenehmen im Munde, wenn die Zunge nicht die Empfindung davon in uns hervorbrächte? Ferner: Glaubst du nicht, daß das ein Werk der Vorsehung ist, daß, da unsre Augen sehr verlezbar sind, sie gleichsam mit Augenliedern, wie mit Thüren versehen sind, die man, wenn sie gebraucht werden sollen, öfnet, im Schlaf aber verschließt? Daß, damit die Luft ihnen nicht schadet, Wimpern, als ein Durchschlag, darauf gepflanzt sind; daß die Gegend über dem Auge mit Augenbraunen, gleichsam als mit einem Wetterdach versehen ist,

daß der von der Stirn herabfließende Schweiß ihnen nicht schadet; daß das Ohr alle Stimmen aufnimt, ohne angefüllt zu werden; daß die Vorderzähne bei allen Thieren zum Schneiden, die Bakkenzähne das von diesen Empfangne zu zermalmen geschikt sind; daß der Mund, durch welchen die Nahrungsmittel in den Cörper kommen, in die Nachbarschaft der Augen und Nase gesezt ist; daß, da die Excremente sehr unangenehme Empfindungen verursachen, der Schöpfer die Canäle, wodurch sie abgeführt werden, soweit als möglich von den Empfindungswerkzeugen angebracht hat? Da alles das mit so vieler Ueberlegung gemacht ist, bist du nun noch zweifelhaft, ob das Werke des Zufalls oder des Verstandes sind?

Aristodem. Freylich die Sache von der Seite betrachtet, scheint es sehr, als wenn alles das ein weiser, seine Geschöpfe liebender Werkmeister hervorgebracht hätte.

Sokrates Daß er ihnen einen Trieb zur Fortpflanzung ihres Geschlechts, den Müttern einen Trieb die Kinder aufzusäugen, den Kindern eine Liebe zum Leben und die äusserste Furcht vor dem Tode eingepflanzt hat, das scheint doch wahrlich auch das Werk eines Wesens zu seyn, dessen Wille es war, lebendige Geschöpfe hervorzubringen. — Du glaubst doch ein denkendes Wesen in dir zu haben?

Aristodem. Frage nur, und meine Antworten mögen dich davon überzeugen.

Sokrates. Glaubst du nun, daß sonst nirgends ein denkendes Wesen existirt? Um dir die Sache be-

greiflich zu machen, so weißt du doch, daß nur ein kleiner Theil von Erde an deinem Cörper sich befindet, die in einer größren Maße da ist, und nur ein wenig feuchte Theile von der in größrer Menge vorhandenen Feuchtigkeit, nicht minder ein kleiner Theil von jedem der ausserdem in größrer Maße existirenden Bestandtheile, aus denen dein Cörper bei seinem Entstehen zusammengesezt wurde. Glaubst du nun wol, daß dir ein denkendes Wesen auf gut Glük zu Theil geworden seyn solte, ohne daß irgendwo eines wäre, und daß die so überaus großen und in Ansehung der Menge so gränzenlosen Dinge ohne Ueberlegung sich in so großer Ordnung befinden könten?

Aristodem. Das kann wahrlich so nicht seyn, denn ich sehe die Urheber der Welt ja nicht, so wie ich die Künstler der hier entstehenden Dinge sehe.

Sokrates. Deine Seele, die Gebieterin deines Cörpers, siehst du ja auch nicht, dem zu folge köntest du ja auch behaupten, daß du nichts nach Ueberlegung sondern durch bloßen Zufall verrichtetest.

Aristodemus. Ich verachte ja gerade die Gottheit nicht, aber ich halte sie für ein zu großes Wesen, als daß es meiner Verehrung bedürfte.

Sokrates. Je größer das Wesen ist, das dich würdigt es zu verehren, um desto mehr ist es deine Pflicht.

Aristodemus. Ich versichere dich, wüste ich die Götter bekümmerten sich nur irgend um die Menschen, ich würde in Ansehung ihrer nicht gleichgültig seyn.

Sokrates. Also dein Scrupel ist izt, daß sie sich

nicht um uns bekümmern, sie, welche erstlich den Menschen unter allen Thieren aufrecht gestellt haben, vermittelst welcher aufrechten Stellung wir weiter um uns sehen, den Himmel über uns betrachten können, und weniger Ungemächlichkeiten ausgesezt sind; die uns Augen, Ohren und einen Mund geschaffen haben, die ferner den übrigen Thieren Füße gegeben haben, die allein zum Gehen dienen, den Menschen aber ausserdem noch Hände, womit sie eine Menge von Dingen, durch die wir glüklicher als jene sind, bewirken. Eine Zunge haben zwar alle übrige Thiere, aber die menschlichen haben sie dergestalt gebildet, daß durch Bewegung derselben nach allen Seiten des Mundes artikulirte Töne hervorgebracht werden können, mittelst welcher wir andern unsre Gedanken zu erkennen geben. Der Fortpflanzungstrieb ist bei den Thieren nur auf eine gewiße Jahrszeit eingeschränkt, bei uns findet er sich ununterbrochen bis ins Alter. — Doch es begnügt sich die Gottheit nicht blos für den Cörper zu sorgen, sondern, was die Hauptsache ist, sie pflanzte ihm auch die vortreflichste Seele ein. In welcher Seele irgend eines Thiers regt sich das Gefühl von der Existenz der Götter, die alles so groß und so schön einrichteten? Welche Art der Geschöpfe, die Menschen ausgenommen, verehrt Götter? Welche Seele ist fähiger als die menschliche, dem Hunger, Durst, der Kälte oder Hizze abzuhelfen, oder Krankheiten zu heilen, oder die Stärke zu üben, oder sich durch Wissenschaften auszubilden, oder geschikter, das, was sie sieht und lernt, zu behalten? Leuchtet dir aus dem allen nicht ein,

daß die Menschen gleichsam wie Götter unter den übrigen Thieren leben, und das wegen ihrer natürlichen Vorzüge an Seel und Leib.

Gäbe es ein Geschöpf, das den Cörper eines Ochsen und den Verstand eines Menschen hätte, es könnte das nicht thun, was es wollte, und hätte es Hände, aber keinen Verstand, so wäre es um nichts besser dran. Nun hast du beides erhalten, und doch willst du keine Vorsehung der Götter gelten lassen. In welchem Fall meinst du denn zum Glauben daran gebracht werden zu können?

Aristodem. In dem einzigen Fall, wenn sie, wie das nach deiner Aussage bei dir sich ereignet, Rathgeber über das, was wir thun und lassen sollen, an uns senden.

Sokrates. Wenn sie nun aber den Athenern auf ihre Fragen an das Orakel etwas offenbaren, meinst du, daß dich das nicht auch angehe? Auch nicht, wenn sie den Griechen oder allen Menschen etwas durch Zeichen andeuten? Doch, sie nehmen dich wol allein aus, und sind in Ansehung deiner blos unbekümmert? Glaubst du, die Götter würden den Menschen die Meinung eingepflanzt haben, daß sie im Stande wären, Gutes und Böses zu erweisen, wenn sie nicht mächtig wären? Solten die betrogenen Menschen die ganze Zeit das nicht gemerkt haben? Siehest du nicht, daß die ältesten und weisesten menschlichen Verfassungen, seyn es Städte oder Nationen, auch zugleich die religiösesten sind, und daß die Menschen erst in ihren klügsten Jahren am gottesfürchtig,

sten leben. Siehe lieber Freund, dein Geist, der in dir wohnt, regiert ja deinen Cörper nach Gefallen, das bringe dich zu der Ueberzeugung, daß der alles umfassende Geist alles nach seinem Gefallen anordne. Entferne den Gedanken, daß zwar dein Auge viele Stadien weit reiche, daß Gottes Auge aber nicht alles mit Einem Blik übersehe; denke nicht, daß zwar dein Geist mit Eins an Dinge hier und in Aegypten und Sicilien denken könne, daß aber Gott nicht vermögend sey, alles mit seinem Verstande zu umfassen. So wie du siehst, daß Menschen bei deinen Dienstleistungen mit ihren Gegendiensten, und bei deinen Gefälligkeiten mit Gegengefälligkeiten bereit sind, und, wenn du sie um Rath fragst, merkst, daß sie Verstand haben; so kanst du mit deiner Verehrung der Götter den Versuch machen, und sehen, ob sie dich von dem, was Menschen verborgen ist, belehren wollen, und dann wirst du erkennen, daß die Gottheit so groß und mächtig ist, daß sie alles mit Einem Blik durchschauet, alles hört, überall gegenwärtig ist und ihre Vorsorge auf alles erstrekt.

Durch dergleichen Aeusserungen scheint er mir sehr seine Freunde dahin vermocht zu haben, sich lasterhafter und schändlicher Handlungen zu enthalten, nicht blos, wenn sie von Menschen gesehen wurden, sondern auch, wenn sie in der Einsamkeit sich befanden, weil ihnen dann stets der Gedanke vorschweben muste, keine ihrer Handlungen sey den Göttern unbekandt.

5.

Ist Mäßigkeit eine so auszeichnende Tugend des Mannes, und sie ist es gewiß, so laßt uns sehen, ob Sokrates durch folgende Rede sie wol befördert haben könnte.

»Athener, sprach er, wenn wir bei entstehendem Krieg einen Mann wählen wolten, von dessen Anführung wir unsere Rettung und den Sieg über die Feinde erwarteten, wählten wir wol einen solchen, den wir als einen Sklaven seines Bauchs, des Weins, der Wollüste, der Trägheit und des Schlafs kennten? Würden wir von dem wol mit Recht unser Leben und den Untergang der Feinde hoffen können? Gesezt, wir befänden uns am Ziel unsers Lebens, und wolten unsre unerzognen Söhne jemanden zur Erziehung, und unsere Töchter, ihre Unschuld zu bewahren, zur Aufsicht, oder unser Vermögen, es zu sichern, anvertrauen, würden wir einen Unmäßigen wol unsers Vertrauens werth achten? Würden wir einem unenthaltsamen Sklaven unsere Heerde, unsre Speisekammer oder die Anordnung der Arbeiten übergeben? möchten wir wol einen solchen zum Aufwarten bei Tische oder zum Einkaufen der Speisen umsonst haben wollen? Da wir nun nicht einmal gern einen unenthaltsamen Sklaven haben möchten, wie groß muß nun nicht unsre Sorgfalt seyn, daß wir nicht selbst eben so werden? Der Geizhals, der andern das Ihrige raubt, denkt sich selbst zu bereichern. Nicht so der Unmäßige, sich selbst nichts nüzend, schadet er andern, ja indem er andern schadet, fügt

er sich selbst den grösten Nachtheil zu: denn offenbar ist doch das gewiß der größte Nachtheil, nicht blos seine häuslichen Angelegenheiten zu vernichten, sondern auch seinen Cörper und seine Seele. Wer wird im Umgange eines solchen Vergnügen empfinden, von dem er weiß, daß er eines Schmauses und des Weins sich mehr erfreut, als seiner Freunde; daß er die Buhlerinnen eifriger liebt, als seine Freunde? Jedem, der die Enthaltsamkeit für den Grundpfeiler der Tugend hält, muß es dessen erste Sorgfalt nicht seyn, sie im Herzen zu gründen? Wer wird ohne sie offen seyn für das Gute und es mit Sorgfalt ausüben? Schändet nicht jeder Sklav der Lüste seinen Cörper so wie die Seele? Bei der Juno schwör ichs, jeder edle Mann solte wünschen, mit keinem Sklaven der Art in Verbindung zu kommen, und jeder Sklav der Lüste die Götter anflehen, daß sie ihm tugendhafte Gebieter schenkten, denn das ist das einzige Mittel zu seiner Rettung.»

Mit solchen Reden verband er aber auch sein eignes Beispiel der Enthaltsamkeit, und zeigte sie im Reden und Handeln. Denn nicht blos der Fleischeslüste enthielt er sich, sondern auch des Strebens nach Schätzen, getreu dem Grundsaz, daß jeder, der von dem nächsten den besten nur nimmt, sein eigner Tyrann ist, und ein Sklavenleben führt, das geradehin das allerabscheulichste ist.

6.

Eine Unterredung mit dem Sophisten Antipho verdient nicht minder hier eine Stelle. Dieser legte

es einst darauf an, dem Sokrates seine Schüler abspenstig zu machen; er ging also zu ihm, und sprach in ihrer Gegenwart folgendermaßen zu ihm:

Antiphon. Ich dachte immer, die Philosophen müsten glüklicher werden; bey dir scheint mir aber die Philosophie die gegenseitige Wirkung zu thun. Du führst ein Leben, daß kein Sklav, wenn er so abgespeist würde, bei seinem Herrn bliebe; du issest die schlechteste Kost, trinkst das elendeste Getränk; du kleidest dich nicht nur auf das allererbärmlichste, sondern gehst auch Sommer und Winter ohne Schuh und ohne was unterzuziehen. Geld nimst du auch nicht, das denn doch eine herrliche Sache ist einzunehmen, und wovon sich denn doch ganz honett und gemächlich leben läßt. Wenn nun, wie das bei den übrigen Künsten der Fall ist, die Lehrer ihre Schüler zu Nachahmern von sich machen, so wirst auch du deine Freunde ebenfalls dahin vermögen, und dann halte dich nur geradehin für einen Lehrer des Elends.

Sokrates. Du scheinst mir, Antiphon, mein Leben dir so elend vorzustellen, daß ich wette, du wählst eher den Tod, als ein Leben wie das meinige. Laß sehen, was dir darin so schreklich vorkommt! Nicht wahr, daß die, welche Geld nehmen, nothwendig den empfangnen Lohn abverdienen müssen, ich aber, da ich nichts nehme, mir meinen Umgang nach Gefallen suchen kann? Oder verachtest du meine Kost deswegen, weil du denkst, daß ich weniger gesunde, nicht so nahrhafte Speisen esse, als du? oder weil du in den Gedanken stehst, daß meine Lebensmittel

schwerer anzuschaffen sind, als die deinigen, wegen ihrer Seltenheit und Kostbarkeit? oder daß das, was du dir hältst, besser schmekt, als das, was ich mir halte? Weißt du nicht, daß der, welcher mit Appetit ißt, am wenigsten vorzügliche Gerichte bedarf, und wer mit Durst trinkt, am wenigsten Getränke wünscht, die er nicht hat? Du weißt ja, daß die, welche mit den Kleidern wechseln, es der Kälte und Hizze wegen thun; daß man Schuhe unterbindet, um nicht von dem, was die Füße verlezt, im Gehen gehindert zu werden. Weißt du aber wol Einen Fall, daß ich der Kälte wegen lieber zu Hause bleibe, oder der Hizze wegen einen Schattenproceß mit jemanden anfange, oder, weil mir die Füße wehe thun, nicht hingehe, wohin ich will? Weißt du nicht, daß die Schwächsten von Natur durch Uebung stärker werden, als die Stärksten wenn sie die Uebung vernachläßigen, und daß man, was man übt, desto leichter ertragen kann? Glaubst du wol, daß bei meinem Bestreben, jedes was mir zustößt, zu ertragen, mir alles weit leichter wird, als dir, da dies Bestreben deine Sache eben nicht ist? Indem ich aber weder dem Bauche, noch dem Schlafe, noch der Wollust fröhne, glaubst du, daß dazu etwas anders mich mehr bestimt, als weil ich größere Freuden kenne, als die, welche mich nicht blos beim Genuß ergözzen, sondern auch zu steter Dauer mir Hoffnung machen. Das weißt du ja, wahre Freude fühlen die nie, die keiner nüzlichen Thätigkeit sich bewust sind; die aber glauben, daß es gut mit ihnen stehe, seys

im Ackerbau oder in der Schiffarth, oder wo sie sonst grade ihre Thätigkeit beschäftigen, die sind froh in dem Gefühl dessen, was sie Gutes thaten. Kanst du dir aber von alle dem eine so große Freude versprechen, als das Bewustseyn selbst volkomner geworden zu seyn und seine Freunde gebessert zu haben, gewährt? Mich wenigstens soll nichts von dem Gedanken abbringen. Kömts nun drauf an seinen Freunden oder dem Staat zu dienen, wer wird aufgelegter dazu seyn, als der so lebt wie ich izt, oder der wie du es von dir rühmst? Wer würde mit größrer Leichtigkeit als Soldat dienen, der, welcher nicht ohne delikates Essen leben kan, oder der mit dem ersten dem besten zufrieden ist? Wer wird am ehesten sich in einer belagerten Stadt ergeben, der, dessen Bedürfniße schwer anzuschaffende Dinge sind, oder dem leicht zu erhaltende hinlänglich genügen? Antiphon, mich dünkt, Wolleben und Aufwand ist dein einziges Glück; ich aber glaube: Nichts bedürfen ist eine Eigenschaft der Gottheit, je weniger einer bedarf, destomehr nähert er sich ihr. Gott ist das volkommenste Wesen, wer sich ihm nähert, nähert sich der Volkommenheit. —

Ein andermal sagte Antiphon in einer Unterredung mit Sokrates:

Antiphon. Ich halte dich zwar für einen rechtschaffenen Mann, aber für keinen Philosophen. Das scheinst du auch selbst zu fühlen, denn deine Schüler bringen dir ja gar nichts ein. Du würdest deinen Rock da, oder dein Haus, oder sonst was von dei-

nem Eigenthum, wovon du glaubtest, daß es was werth wäre, ich will nicht sagen, Niemanden umsonst geben, sondern es auch nicht einmal unter seinem Werth verkaufen. Nun ist offenbar, wenn dir dein Umgang nur einigen Werth zu haben schiene, so würdest du doch seinem Werth gemäß was damit zu machen suchen. Rechtschaffen magst du also immer seyn, weil Habsucht dich nicht zu Betrügereien verleitet, aber ein Philosoph nicht, denn du verstehst ja nichts, was von irgend einem Belang wäre.

Sokrates. Mein Grundsatz ist: Schönheit und Philosophie sind Dinge, deren Güte und Schlechtheit vom jedesmaligen Gebrauch abhängt. Eine Schönheit, die dem, der Lust hat, sich für Geld verkauft, nennt man eine Buhlerinn; wählt sich hingegen eine den, welchen sie für einen rechtschaffnen Liebhaber hält, zu ihrem Freund, so nennen wir sie tugendhaft. So nennt man auch die, welche ihre Weisheit an den ersten den besten verkaufen, Philosophaster; wer hingegen einen Jüngling von guten Talenten das lehrt, was er selbst Gutes weiß, und ihn dadurch zu seinem Freund macht, der hat, wie ich glaube, alles, was die Pflicht eines guten und rechtschaffnen Bürgers ist, erfüllt. So wie sich, Antiphon, ein andrer über ein gutes Pferd, oder über einen Hund, oder einen Vogel freut, so und noch weit mehr freu ich mich über rechtschaffene Freunde. Weiß ich etwas gutes, so lehre ichs auch andere, und empfehle das, wodurch ich glaube ihrem Wachsthum in der Tugend förderlich zu seyn. Ich suche die Schätze

der alten Philosophen, die sie in ihren Büchern hinterlassen haben, auf, und gehe sie mit meinen Freunden durch; finden wir etwas Gutes, so zeichnen wir es aus, und es ist uns sehr viel werth, einander nüzlich geworden zu seyn.

Als ich dies von ihm hörte, schien er mir wahrhaftig glüklich, und ich schloß daraus, daß seine Schüler unter seiner Anleitung den Weg zur Tugend finden müsten.

Ein andermal fragte ihn Antiphon, wie er denn andre zu Staatsklugen machen zu können glaubte, da er doch selbst nicht mit Staatssachen sich abgäbe, gesezt, daß er es auch verstünde? Wie kann ich größern Antheil an Staatsgeschäften nehmen, dadurch daß ich sie allein verwalte, oder wenn ich Sorge trage, daß viele zur Verwaltung derselben Geschiklichkeit erlangen? —

7.

Laßt uns nun sehen, ob er auch dadurch, daß er seine Freunde von der Sucht nach Ehre abzubringen suchte, ihnen Liebe zur Tugend einflößte. Sein steter Ausspruch war: es giebt keinen andern Weg zur Tugend, als wenn jemand so gut zu werden sucht, als er scheinen will. Daß dies wahr sey, bewies er so:

Gesezt, sprach er, jemand, der kein guter Flötenspieler wäre, wolte doch das Ansehen haben, als wär er einer, was müste er thun? Nicht wahr, er

müste, was das Aeußere der Kunst anbetrift, den guten Flötenspieler nachahmen? und zwar vor allen Dingen müste er, da jene immer gute Instrumente haben, und ein starkes Gefolge mit sich führen, auch dies zu erhalten suchen; sodann will jener immer viel Lobredner haben, so müste auch er sich dergleichen in Menge anschaffen; aber an das Werk selbst dürfte er sich nicht wagen, denn er würde sich sofort lächerlich machen, und man würde ihn nicht nur für keinen guten Flötenspieler, sondern auch für einen Aufschneider halten. Würde der nun nicht bei seinem vielen Aufwande ganz und gar keinen Nuzzen stiften, würde er sich nicht selbst um seinen guten Namen, um seine Ruhe und Glückseligkeit des Lebens bringen und dabei sich dem Gelächter preis geben? Eben so, wenn jemand ein guter Feldherr, ohne es zu seyn, oder ein geschikter Seefahrer scheinen wolte, laßt sehen, was würde ihm widerfahren? Nicht wahr, wenn er bei seinem Bestreben in diesem oder jenem geschikt zu scheinen, andre davon nicht überzeugen könte, so wär er unglüklich; machte er andre es glauben, wär er nicht noch übler dran? Denn gesezt, man stellte ihn als Steuermann oder General an, ohne daß ers verstünde, so würde er offenbar andre unglüklich machen, was seine Absicht doch nicht war, und er müste mit Schimpf und Schanden abziehn. Eben so schädlich, sagte er, sey es reich, tapfer und stark zu scheinen, ohne es zu seyn. Man lege solchen weit mehr auf, als ihre Kräfte gestatteten, und man behandle sie ohne

Schonung, wenn sie das nicht könten, wovon sie doch den Schein gehabt hätten. Das hielt er zwar für keine geringe Betrügerei, wenn jemand Silber oder Geräthe jemanden abzulocken suchte, und ihn darum brächte, aber das hielt er für eine noch weit gröbere, wenn ein schlechter Mensch so hinterlistig handelte, und andre glauben machen wolte, daß er geschikt sey den Staat zu verwalten.

Durch solche Reden, glaub ich, bewahrte er seine Freunde vor Stolz und Prahlerei.

Sokrates

Zweites Buch.

Zweites Buch.

I.

Durch folgende Unterredung reizte Sokrates, wie mich dünkt, seine Freunde ebenfalls zur Enthaltsamkeit im Essen und Trinken, in der Liebe, im Schlaf, zur Ertragung der Kälte und Hitze und Strapazen. Denn da er wußte, daß einer von ihnen, Aristippus in diesen Stükken die Grenzen überschritt, so fing er einst zu ihm an, und sagte:

Wenn dir zwei Jünglinge zur Erziehung übergeben würden, der eine, aus ihm einen tüchtigen Regenten zu machen, der andere, daß er als Privatmann leben solte, ohne nach der Regierung zu streben, sage, wie würdest du beider Erziehung einrichten. Hast du Lust, so laß uns bey der Nahrung anfangen, sie ist gleichsam die Grundlage der ganzen übrigen Erziehung.

Aristippus. Freilich ist die Nahrung das allererste, denn ohne die kann keiner leben.

Sokrates. Muß ihnen nicht beiden, wenn die Stunde kömt, da sie zu essen verlangen, etwas gegeben werden?

Aristippus. Natürlich.

Sokrates. Wen von beiden müssen wir gewöhnen, ein Geschäft, das keinen Aufschub leidet, ehr abzuthun als für seinen Magen zu sorgen?

Aristippus. Den künftigen Regenten, versteht sich, damit die Staatsgeschäfte wegen Liebe zur Bequemlichkeit nicht liegen bleiben.

Sokrates. Wenn nun beide trinken wollen, muß diesem es nicht auch zur Gewohnheit werden, sich des Trinkens enthalten zu können.

Aristippus. Allerdings.

Sokrates. Im Schlaf sich zu mäßigen, bis in die Nacht wachen, früh aufstehen, auch wol einmal im Fall der Noth gar nicht schlafen zu können, wem werden wir das angewöhnen müssen?

Aristippus. Dem künftigen Regenten ebenfalls.

Sokrates. Nicht ihm auch die Enthaltsamkeit in der Liebe, damit ihn die in seinen Pflichten nicht hindert?

Aristippus. Allerdings.

Sokrates. Nicht ihm auch, sich nicht vor Beschwerden zu scheuen, sondern sich ihnen gern zu unterziehen?

Aristippus. Allerdings.

Sokrates. Wer von beiden müste, falls es eine Kunst gäbe die Feinde zu besiegen, diese erlernen?

Aristippus. Ohnzweifel der künftige Regent, denn das andre wird ihm ohne diese Kenntniß nichts helfen.

Sokrates. Glaubst du nicht, daß einer bei solcher Erziehung weit weniger, als die übrigen Thiere, von seinen Feinden gefangen zu werden in Gefahr sey? Manche von diesen lassen sich durch die Freßsucht berükken, und werden, obgleich einige Schlauköpfe sich unter ihnen befinden, vom Köter lüstern gemacht, gefangen, manche auch durch Getränk.

Aristippus. Richtig.

Sokrates. Andre durch die Brunst, wie z. B. die Wachteln und Rebhüner auf die Stimme der Sie von Begierde nach den Freuden der Liebe angelokt nun die drohende Gefahr nicht mehr zu sehen vermögen, und so ins Garn gerathen. Nicht so?

Aristippus. Allerdings.

Sokrates. Und ist's nicht schändlich, wenn der Mensch eben so von Leidenschaften sich beherrschen läßt, wie die unvernünftigen Thiere? So schleichen sich die Ehebrecher in die Gemächer der Frauen, ob sie gleich wissen, daß den Ehebrecher das Gesetz mit Strafen bedroht, daß man ihm auflauert, ihn erwischt, und er dergestalt der Schande preis gegeben werde; wenn, nun einer bei so großer Gefahr und Schande, bei den vielen Gelegenheiten seine Lust zu büßen, dennoch sich in die Gefahr stürzt, ist der nicht schlechterdings ganz verrückt?

Aristippus. Das scheint so.

Sokrates. Scheint dir das nicht auch eine große Fahrläßigkeit zu verrathen, daß man, da es so viel höchst nöthige Geschäfte giebt, die unter freyem Himmel verrichtet werden müssen z. B. das Krieg führen, der Ackerbau, und andre eben so wichtige, so wenig für die Abhärtung gegen Kälte und Hitze sorgt?

Aristippus. Freilich.

Sokrates. Müste nun nicht auch ein künftiger Regent geübt werden, auch das ohne Beschwerden zu ertragen?

Aristippus. Richtig.

Sokrates. Wenn wir nun alle, die in diesen

Stükken enthaltsam sind, unter die Regenten setzen, so wollen wir die, welche das nicht können, in die Klasse der Nichtregierenden setzen. Nicht?

Aristippus. Ja.

Sokrates. Nun aber, da du für jede Klasse so gut bestimmen kanst, so wünscht' ich doch zu wissen, in welcher du dir wol einen Platz anweisen mögtest?

Aristippus. Ich für meine Person mache gar keinen Anspruch auf einen künftigen Regenten. Der Mensch muß wol seinen Verstand nicht haben, der, da die Besorgung eigner Bedürfnisse schon so viel Mühe erfordert, daran noch nicht genug hat, sondern sich die Angelegenheiten der übrigen Bürger noch aufbürdet, der sogar seine eignen, woran ihm gelegen ist, bei Seite sezt, und als Vorsteher eines Staats, falls er, was der Staat verlangt, nicht durchsezt, haften muß. Nicht wahr das ist unklug? Der Staat behandelt seine Regenten, wie ich meine Sklaven, die müssen mir alle Bedürfnisse im Ueberfluß anschaffen, anrühren dürfen sie aber davon nichts. Der Staat bildet sich ein, seine Regenten sind dazu da, ihm allen möglichen Vortheil zu stiften, er brauche sich damit nicht zu befaßen. Hat einer Lust sich oder anderen recht viel zu thun zu machen, den werde ich nach obiger Methode erziehen, und ihm seine Stelle unter den Regenten anweisen. Ich nehme meinen Platz unter denen, die ein bequemes gemächliches Leben führen wollen.

Sokrates. Hast du Lust, so wollen wir einmal

zusehen, welche ein angenehmeres Leben führen, Regenten oder Unterthanen.

Aristippus. Ich laß mirs gefallen.

Sokrates. Erstlich also von den Völkern, die wir kennen, herrschen in Asien die Perser über die Syrer, Phrygier, Lydier; in Europa die Scythen über die Mäoter; in Afrika die Carthaginienser über die Afrikaner. Welche glaubst du, führen das glücklichste Leben? Oder unter der griechischen Nation, zu der du selbst gehörst, welche glaubst du glücklicher den herrschenden oder beherrschten Theil?

Aristippus. Für die Unterwürfigkeit bin ich nun gerade auch nicht, aber es giebt einen gewissen Mittelweg, den will ich gehen, er heißt weder Herrschaft noch Sklaverei, sondern sein Name ist Freiheit: dieser führt vorzüglich zum Glück.

Sokrates. Wenn der Weg, so wenig er durch das Gebiet der Herrschaft und Sklaverei führt, eben so wenig durch Menschen überhaupt führte, dann mögtest du allenfalls Recht haben. Du lebst nun einmal unter Menschen, gesezt auch du machst eben so wenig Ansprüche auf Herrschaft, als du dich beherrschen lassen, und den Herrschern unterwürfig seyn willst, so siehst du doch, wie die Großen den Geringern immer auffätzig sind, wie sie sie öffentlich und im Geheim quälen und unter das Joch zwingen. Weißt du nicht, daß manche schnitten und Holz fällten, wenn andere gesäet und gepflanzt hatten, und auf alle Art und Weise den Geringern, die sich nicht zur Unterwürfigkeit bequemen wolten, so zusezten, bis die denn end-

lich lieber die Knechtschaft als die Fehde mit den Mächtigern wählten? Auch im Privatleben ist ja der Fall, daß Tapfre und Starke die Feigen und Ohnmächtigen unter das Joch beugen, und dann von ihnen pflükken.

Aristippus. Um also dergleichen Ungemach nicht ausgesezt zu seyn, bekenne ich mich zu keinem Staat, sondern bin überall fremd.

Sokrates. Seh einer den feinen Kniff! Freilich seit dem Sinnis und Sciron und Prokrustes aus der Welt sind, fügt wohl kein Mensch mehr den Fremden Leids zu; gleichwol geben die Regenten in ihren Ländern Gesezze, um sich gegen Beleidigungen zu schüzzen, sie fordern ausser ihren Verwandten noch andere Freunde zur Hülfe auf, sie verschanzen die Städte, sorgen für Waffen, womit sie zugefügte Gewaltthätigkeiten rächen, verbinden sich noch andere Hülfsvölker, und doch sind sie bey alle dem nicht vor Angriffen sicher. Und du, der du von dem allem nichts hast, und dich auf den Landstraßen, wo viele angefallen werden, die meiste Zeit umhertreibst, überall wohin du kommst, der geringste, und grade der Mann bist, an den sich Bösewichter gerne machen, du glaubst so wegzukommen, eben weil du ein Fremder bist? Oder thust du dir darauf etwas zu gute, daß die Städte dir ein sichres Geleit beim Gehn und Kommen verheissen? oder darauf, weil du ein Sklav dir zu seyn einbildest, mit dem nicht einmal einem Herrn gedient wäre? Wohl wahr! wer mögte auch einen Menschen im Hause haben, der keine Arbeit gewohnt, nur immer aufs schönste und beste essen und trinken wolte? Weißt du

aber wol, wie die Herrn es mit solchen Burschen machen? Höre nur. Den Liebeskizzel kuriren sie ihm mit Hunger, stehlen kann er auch nicht, sie verschließen alles, wo was zu nehmen ist, das Davonlaufen verbieten sie ihm mit Springern, und die Faulheit treiben sie ihm mit Prügeln aus. Wie machst du es, wenn du einen der Art findest?

Aristippus. Ich züchtige ihn so lange auf alle Art, bis er gut thut. Aber Sokrates, wenn nun die künftigen Regenten, deren Stand du doch glücklich preisest, in der Jugend gewöhnt werden, freiwillig Hunger und Durst und Frost und Nachtwachen und andere Beschwerden zu übernehmen, was haben die denn voraus vor denen, die das aus Noth thun müssen? Ich sehe doch nicht, worin gern oder ungern sich die Haut zerprügeln, oder überhaupt seinen Körper mit oder wider Willen auf dieselbe Art peinigen lassen von einander verschieden sind. Der freiwillige Uebernehmer solcher Ungemächlichkeiten ist obendrein noch ein Thor.

Sokrates. Sieheſt du nicht, Aristippus, daß der Unterschied des Wilkührlichen und des Gezwungenen bei Ewägung jener Beschwerden eigentlich darin liegt, daß der, der freiwillig hungert und dürstet, eßen und trinken kan, wenns ihm beliebt, der hingegen, der das leiden muß, nicht bestimmen kan, hier solls aufhören. Eben so wer freiwillig Arbeiten übernimt, dem macht die gute Hofnung Freude, so wie z. B. die Jäger in Hofnung eines guten Fangs sich's gerne sauer werden lassen; doch ist das Vergnügen

bei Duldung solcher Anstrengung nur unbedeutend. Wer sich aber es angelegen seyn läßt, brave Freunde zu erwerben, den Feind zu besiegen, seinen Cörper sowol als seine Seele stark zu machen, sein Hauswesen in guten Stand zu sezzen, seinen Freunden Gutes zu erweisen, dem Vaterlande nüzlich zu werden; muß der nicht alles das gern übernehmen, muß der sich nicht freuen, muß nicht das Lob, der wetteifernde Beifall andrer ihn nicht entzükken? Die leichten Zeitvertreibe hingegen, die Freuden des Augenblikks vermögen, nach der Versicherung der Gymnasten, weder dem Körper Gesundheit, noch der Seele eine feinere Ausbildung zu geben; ausdaurendes Streben führt uns endlich nach dem Ausspruch tugendhafter Männer zu guten und edlen Thaten. Hesiodus sagt an einem Ort*).

Mühlos sammelt der Mensch die Laster um sich in Schaaren,
Geht zu ihrer Behausung auf stets geebnetem Pfade;
Aber die Tugend, so wolten die Götter es, sie ist des Schweißes
Edelster Preis, und lang die Straße, die uns ihr zuführt,
Erst zwar mit Dornen bewachsen, ist aber das Ende errungen,
Lachend und seelenentzükkend, so mühvoll sie Anfangs uns deuchte.

Dies bezeugt auch Epicharmus im folgenden:

Der Kaufpreis alles Guten ist nur Arbeit.

Und an einer andern Stelle:

Träger! suche nicht die Freude, Kummer wirst du finden.

*) Hes. Ἐργ. κ. ἡμ. v. 287.

Auch Prodikus der Philosoph, erklärt sich in der Erzählung vom Herkules — den er vielen zum Muster aufstellt — auf dieselbe Weise von der Tugend. Er spricht, so viel ich mich erinnere, folgendermaßen:

Als Herkules aus dem Knabenalter in die Jahre trat, wo der Jüngling, nun schon mehr sein eigner Führer, es verräth, ob er den Tugend- oder Lasterpfad ins Leben beginnt, begab er sich an einen einsamen Ort, sezte sich, und sann und sann, welchen von beiden Pfaden er betreten solte? siehe da nahten sich zu ihm zwei weibliche Gestalten, beide von erhabenem Wuchs; die Bildung der einen war reizend und edel, blendend weiß schimmerte die Haut ihres Körpers, verschämt war ihr Auge, züchtig ihr Blick, weiß ihr Gewand; voll und wollüstig gebaut war die andre, erkünsteltes Weiß und Roth dekkte in trüglicher Schminke die Haut, unnatürlich warf sie den Kopf im Gehen zurück, frech rollten die Augen umher, und das durchsichtige Gewand verrieth die verborgensten Reize, bald sah sie auf sich, bald lauschte sie ob ein andrer sie bemerkte, schielte auch wol nach ihrem eigenen Schatten.

Da sie sich dem Herkules näherten, blieb jene in ihrem natürlichen Gange, die andre, um die erste zu seyn, eilte auf den Herkules zu, und sagte: Ich sehe daß Zweifel dich quälen, welchen Weg du wandeln solst, wilst du mich zu deiner Freundin erwählen, so führe ich dich den lachendsten, wonnigsten Pfad, da solst du jede Freude genießen, und fern von Ungemach dein Leben führen. Fern von Sorgen des Kriegs

und lästiger Geschäfte soll dein einziges Sinnen nur auf liebliche Speisen und Getränke, auf Kizzel der Augen und Ohren, des Geruchs und Gefühls gerichtet seyn, blos darauf solst du denken, wie du mit reizenden Knaben und Mädgen dich ergehen, wie du am weichsten schlafen, und das alles auf die mühloseste Art erhalten mögst. Wandelt einst ein Gedanke dich an, daß die Mittel dazu dir fehlen mögten, so sey ohne Furcht, ich werde ja nicht zugeben daß du mit Arbeiten und Ungemächlichkeiten deines Leibes sowol als deiner Seele dir dergleichen verschaffst, nein, du solst den Fleiß andrer genießen, und aus der Fülle nehmen; meine Freunde haben von mir die Vollmacht alles zu benuzzen.

»Wie ist dein Name, Weib?« unterbrach sie Herkules bei diesen Worten.

Meine Freunde, war die Antwort, nennen mich Glükseligkeit; meine Feinde hingegen belegen mich mit dem entehrenden Namen Laster.

Jezt hatte sich auch die andre genähert, und begann: Herkules, auch ich komme zu dir. Ich kenne deine Eltern, kenne deine Anlagen, die du von Jugend auf hattest. Ich habe die Hoffnung, wenn du meinen Pfad betrittst, du wirst ein Mann von großen auszeichnenden Thaten werden, und mir noch weit mehr Achtung und Glanz verschaffen. Ich will dir nicht Vergnügungen vorspiegeln, und dich dadurch täuschen, ich will dir aufrichtig sagen, wie die Götter es ordneten.

Kein Gutes, kein Vortreffliches geben die Götter

den Menschen ohne Arbeit und Sorgen. Wilst du gnädige Götter haben, verehre sie; wilst du von Freunden geliebt seyn, erzeige ihnen Gutes; wilst du vom Vaterland geehrt seyn, nüzze ihm; wilst du von ganz Griechenland deiner Tugend wegen bewundert werden, suche in Griechenland Gutes zu stiften; wilst du dein Akker soll dir reichliche Früchten tragen, bebaue ihn; wilst du deine Heerden sollen dich bereichern, trage Sorge für sie; wilst du groß im Kriege werden, wilst du deine Freunde in Freiheit sezzen, den Feind besiegen, suche dir Kriegskunst von den besten Meistern zu lernen, und dich darin gehörig zu üben; wilst du stark von Körper werden, unterwirf ihn der Vernunft, und übe ihn mit Schweiß und Arbeit.

Hier fiel das Laster ins Wort, und sagte:

Siehst du wol, Herkules, welchen rauhen langen Weg zur Freude dir das Weib da zeigt? der, den ich dich führen will, ist ebener und kürzer.

Elende! antwortete die Tugend, was hast du denn Gutes? kennst du wol die mindeste Freude, da du dichs ihrentwegen nichts kosten lassen wilst, da du das Verlangen danach nicht abwartest und bevor der Durst danach sich findet, schon gesättigt bist? Du ißest, ehe dich hungert, trinkst, ehe dich dürstet; um mit Appetit zu essen, schaffst du dir Köche an; um nur mit Vergnügen zu trinken, lässest du die feinsten Weine kommen, und im Sommer muß Schnee ihn dir kühlen; um sanft zu schlafen, müssen weiche Betten und Dekken und Polster da seyn;

du schläfst nicht aus Müdigkeit, nein, aus Langeweil; die Liebe zwingst du herbei, ehe sie dir ein Bedürfniß geworden, ihren Kizzel zu erregen wendest du alle Mittel an, und ihn zu stillen brauchst du Knaben und Mädchen. Nachts müssen deine Freunde den scheußlichsten Wollüsten fröhnen, um den schönsten Theil des Tages zu verschlafen. Zwar bist du unsterblich, aber die Götter stoßen dich aus, und gute Menschen verachten dich. Den schönsten Ohrenschmauß, dein eignes Lob, genießest du nie, nie sieht dein Auge ein schönes Schauspiel, denn nie sahst du etwas Gutes, was dein Werk war. Wer wird je deine Reden glauben? wer deine Bitten hören? Welcher Weise zu deinem Umgang sich drängen? Die Jünglinge, die es thun, sind entnervt, die Alten schwach am Verstande, von Wollust ist ihr Leib aufgesäugt, kümmerlich schleppen sie ihn durch das Alter dahin; sie schämen sich ihrer vorigen Thaten, was sie thun wird ihnen schwer, in der Jugend tanzten sie durch die Gesilde der Freude, um ihre Bahn im Thale des Kummers zu enden.

Aber ich, die Vertraute der Götter, bin auch die Freundin guter Menschen, ohne mich üben sie keine schöne That. Götter und Menschen ehren mich. Allgemein geliebt bin ich die Gehülfin der Künstler, den Vätern ein treuer Schutz ihrer Häuser, dem Gesinde ein treuer Beistand, in den Beschäftigungen des Friedens eine redliche Theilnehmerin, eine standhafte Gefährtin bei den Thaten des Kriegs, und das sanfteste Band der Freundschaft.

Auch meine Freunde genießen mit Lust und ohne

Ungemach Speis und Trank, nie aber genießen sie, bevor sie nicht Reiz dazu fühlen. Sie schlafen süßer als die Trägen, sie stöhnen nicht wenn sie den Schlaf verlassen sollen, und er hindert sie an keinem nöthigen Geschäft. Die Jünglinge freuen sich über die Lobsprüche der Alten, so wie die Greise über die Ehrfurcht der Jünglinge froh sind. Gern erinnern sie sich der vorigen Thaten und freuen sich der izzigen; durch mich sind sie Freunde der Götter, durch mich geliebt von ihren Freunden, durch mich geehrt vom Vaterlande.

Wenn sie denn endlich am Ziel ihres Lebens sich finden, dann stirbt ihr Name nicht mit ihnen dahin, auch dann folgt ihnen noch Ehre und Ruhm, und ihr Andenken lebt in unsterblichen Liedern.

Herkules! von edlen Eltern entsprossen, siehe diese selige Wonne magst du durch Arbeit und Mühe erringen.» —

Dies ist die Erzählung des Prodikus vom Herkules, wie die Tugend ihn aufmunterte; freilich schmükte er die Gedanken mit schönern Ausdrükken, als ich. Denke darüber nach, und suche für die Zukunft dein Leben weise zu ordnen. Ein Gedanke, der dir Ehre machen würde! —

2.

Einst merkte Sokrates, daß sein ältester Sohn, Lamprokles, auf seine Mutter böse war; dies gab Gelegenheit zu folgender Unterredung mit ihm:

Sokrates. Sage mir einmal, mein Sohn, kennst du wol gewiße Leute, die man Undankbare nennt?

Lamprokles. Die kenn' ich.

Sokrates. Hast du auch wol gemerkt, in welchen Fällen der Name gebraucht wird?

Lamprokles. O ja. Undankbare nennt man die, welche Wohlthaten empfangen haben, und sie, wenn sie dazu im Stande sind, nicht vergelten.

Sokrates. Rechnest du also nicht die Undankbaren unter die Ungerechten.

Lamprokles. Ja.

Sokrates. Hast du auch wol darüber nachgedacht? Es ist z. B. ungerecht seine Freunde zu Sklaven zu machen, aber bei Feinden ist dies eine rechtmäßige Handlung; ist es nun eben so ungerecht, gegen seine Freunde undankbar, und eben so gerecht es gegen die Feinde zu seyn?

Lamprokles Nachgedacht hab ich darüber, und ich glaube, jeder der Gutes genoßen hat, seys von einem Freunde oder Feinde, und vergilts nicht, der ist undankbar.

Sokrates. Dies vorausgesezzt, so ist also Undankbarkeit geradehin auch Ungerechtigkeit?

Lamprokles. Das geb ich zu.

Sokrates. Je größre Wohlthaten also einer genoßen hat, und vergilt sie nicht, um desto ungerechter ist er. Nicht?

Lamprokles. Zugestanden.

Sokrates. Wo giebts nun wol größre Wohlthaten, als die, welche Kinder von ihren Eltern empfan-

gen? Die Eltern gaben ihnen ihre Existenz, die sie vorher nicht hatten, daß sie nun all das Schöne sehen und geniessen konten, was die Götter den Menschen verliehen haben. Diese Existenz muß aber doch viel werth seyn, weil wir alle den Verlust derselben ausserordentlich scheuen, und weil die Staaten auf die grösten Verbrechen den Tod, als das kräftigste Schreckmittel, gesezt haben, den Bosheiten zu wehren. Daß die Menschen aus Wollust Kinder erzeugen darfst du nicht glauben; diese zu stillen giebts Mittel vollauf in den Straßen und Bordellen, vielmehr liegt es am Tage, wie sorgsam wir sind, mit welchen Weibern wir die besten Kindern erzeugen, und mit solchen verbinden wir uns zu diesem Zwek. Der Gatte ernährt seine Gattin, besorgt schon zum voraus für die künftigen Kleinen, was er glaubt, das zu ihres Lebens Erhaltung nöthig ist, und so viel es in seinem Vermögen steht. Die schwangere Frau trägt nun die Bürde, die macht ihr Last, und sezt ihr Leben in Gefahr, sie theilt von der Nahrung, wovon sie selbst lebt, dem Kinde mit; wenn sie dann lange Zeit getragen, und endlich geboren hat, dann säugt sie es, pflegt es, ohne vorher irgend etwas Gutes von ihm genossen zu haben, ohne das Kind zu kennen, ohne daß es anzeigen kann was es will; sie sucht zu errathen was ihm dienlich und angenehm ist und giebt es ihm, sie säugt es lange, läßt sichs Tag und Nacht sauer werden, ungewiß ob sie je Dank dafür bekommen werde. Nicht genug, daß die Eltern es blos ernähren, nein, wenn das Kind nun geschikt ist, etwas

zu lernen, so lehren sie es, was sie etwa brauchbares im menschlichen Leben wissen; glauben sie daß ein anderer geschikter sey es in einer Sache zu unterrichten, so lassen sie es sich etwas kosten, sie schikken es hin, und sorgen mit möglichstem Eifer dafür, daß das Kind recht nüzlich werde.

Lamprokles. Ja aber, wenn sie auch alles das, und noch weit mehr gethan hat, wer kann denn ihren Eigensinn aushalten?

Sokrates. Was meinst du, ist ein wildes Thier erträglicher als eine Mutter?

Lamprokles. Als eine solche Mutter? ja!

Sokrates. Hat sie dich je gebissen, und dir Schaden gethan, oder dich getreten, dergleichen bey den Thieren oft der Fall ist?

Lamprokles. Sie giebt einem aber wahrhaftig auch Worte, ja, kein Mensch mögte um alles in der Welt sie hören.

Sokrates. Lieber! wie weit lästiger magst du ihr mit deinem Geschrey und deiner Art zu handeln von Kindheit auf Tag und Nacht gewesen seyn, wie viel Mühe, wie viel Bekümmerniß ihr gemacht haben, wenn du krank warst?

Lamprokles. Ich habe ihr aber doch nie etwas gesagt, oder gethan, worüber sie sich schämen dürfte.

Sokrates. Was, meinst du, ist unangenehmer zu hören, das, was sie dir sagt, oder was die Schauspieler einander mit den heftigsten Ausdrükken in den Tragödien sagen?

Lamprokles. Die nehmen das hin, weil sie wissen, daß die Schimpfworte nicht um zu beleidigen, oder die Drohungen, in böser Absicht ausgestoßen werden.

Sokrates. Du weißt doch, daß deine Mutter, was sie dir sagt, nicht böse meint, daß sie dir vielmehr wohl will, wie keinem andern, und doch bist du ihr böse? Oder meinst du, daß die Mutter schlecht gegen dich gesinnt sey?

Lamprokles. Je das denke ich gerade nicht.

Sokrates. Und eine solche Mutter, die so wohlgesinnt und sorgsam für dich ist, daß du, wenn du krank bist, wieder genesest, daß es dir an nichts Nöthigem fehle, die überdies alles Gute von den Göttern für dich erbittet, und Gelübde thut — die nennst du eigensinnig? Ich denke, wenn du solche Mutter nicht ertragen kannst, so kanst du überhaupt kein Gutes ertragen. Sage mir einmal: wen anders glaubst du ehren zu müssen? Oder wilst du dich so sezzen, und keinem Menschen gefällig werden, keinem folgen, sey er Feldherr oder Obrigkeit?

Lamprokles. O ja, allerdings.

Sokrates. Wilst du nicht auch deinem Nachbar dich gefällig machen, damit er dir Feuer giebt, wenn du was brauchst, damit er dich in einer guten Sache unterstüzt, und falls du unglüklich bist, er dir gern Beistand leistet?

Lamprokles. O ja!

Sokrates. Würde dirs gleich seyn einen Gefährten auf Reisen zu Wasser oder zu Lande, oder mit

wem sonst das Schicksal dich zusammen führte, zum Freunde oder Feinde zu haben, oder meinst du auch um dergleichen Leute Wohlwollen dich bemühen zu müssen?

Lamprokles. Allerdings ja!

Sokrates. Also um die glaubst du dich bekümmern zu müssen, aber die Mutter, die dich über alles am meisten liebt, darf keine Ansprüche auf deine Gefälligkeiten machen? Weißt du nicht, daß der Staat um keine Undankbarkeit sich bekümmert, sie nicht bestraft, und solche, die Wohlthaten genossen, und sie nicht erwiederten, übersieht; wenn aber jemand seine Eltern nicht ehrt, dem macht er den Proceß, und erklärt ihn aller obrigkeitlichen Aemter für unfähig, als einen, der für den Staat kein den Göttern angenehmes Opfer bringen, und übrigens nichts rechts und gehörig verrichten könne. Noch mehr: versäumt einer das Grab seiner verstorbenen Eltern zu schmükken, so untersucht auch dies der Staat bei der öffentlichen Archontenprüfung.

Bitte also, mein Sohn, wenn du weise bist, die Götter um Verzeihung, im Fall du zu sorglos in Ansehung deiner Mutter warst, damit sie dir nicht als einem Undankbaren ihre Wohlthaten entziehen; laß es ja deine Mitmenschen nicht merken, daß du um deine Eltern dich nicht bekümmerst, damit sie dich nicht verachten, und alle Freunde dich verlassen. Denn merkten sie dies, so würde jeder von dir eine gleiche Undankbarkeit für geleistete Wohlthaten befürchten.

3.

Er hatte bemerkt, daß Chärephon und Chärekrates, zwei Brüder und Bekannte von ihm, sich entzweit hatten. Einst sah er lezteren, und da entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihnen:

Sokrates. Sage mir, gehörst du auch mit zu den Leuten, die Geld für brauchbarer halten als einen Bruder, zumal da doch jenes ohne Vernunft, dieser verständig ist, jenes Hülfe bedarf, und dieser welche leistet, und was noch mehr ist, da du jenes in Menge, diesen nur Einmal hast? Sonderbar ists doch, daß jemand, wenn er glaubt, Brüder wären ihm nachtheilig deswegen, weil er nicht ihr Vermögen besizt, gleichwol von seinen Mitbürgern dies nicht glaubt, da er doch deren Vermögen auch nicht besizt; vielmehr hier urtheilt, es ist besser mit vielen zusammen zu wohnen, und so sein Eigenthum sichern, als allein seyn, und die Güter aller Bürger zusammen genommen unter beständiger Furcht besizzen; doch will ihm das in Ansehung der Brüder nicht einleuchten. Die Reichen kaufen auch Sklaven, um Gehülfen zu haben, sie suchen sich Freunde, weil sie Beistand brauchen, aber um Brüder bekümmern sie sich nicht, grade als wenn sich aus den Mitbürgern Freunde, aus Brüdern aber keine machen liessen. Gleichwol thut es sehr viel zur Freundschaft, dieselben Eltern zu haben, zugleich erzogen zu seyn, selbst die Thiere sehnen sich nach solchen, die mit ihnen gefüttert sind. Zudem ehren andre Menschen die weit

mehr, welche Brüder, als die keine haben, legen ihnen auch nicht so viel in den Weg.

Chärekrates. Wenn unser Zwist von mindrer Wichtigkeit wäre, so mögt ich meinen Bruder leicht tragen, und um Kleinigkeiten nicht meiden, denn ein Bruder ist, nach deiner eigenen Versicherung etwas gutes, wenn er ist, wie er seyn soll, wenns aber überall fehlt, und er immer zuwider ist, wer kann etwas unmögliches möglich machen?

Sokrates. Kann denn, Chärekrates, dein Bruder eben so wenig bei andern sich beliebt machen, als bei dir, oder giebts auch welche, wo ers kann?

Chärekrates. Eben darum muß ich böse auf ihn seyn, weil ers bei andern kann; mir hingegen macht er überall mehr Verdruß als Vergnügen.

Sokrates. Eben so, wie ein Pferd einem, ders nicht handhaben kann, viel Verdruß macht, so auch ein Bruder, wenn man ihn nicht gehörig zu behandeln versteht. Nicht wahr?

Chärekrates. Warum soll ich denn das nicht können? ich kann doch jeden, der freundlich mit mir spricht und gut sich gegen mich beträgt, auch eben so wieder behandlen. Wer mich aber mit Worten und Handlungen beleidigt, der kriegt auch nicht ein gutes Wort, geschweige eine Gefälligkeit von mir.

Sokrates. Sonderbar genug, Chärekrates! Wenn du einen guten Hund bei den Schafen hättest, der den Hirten schmeichelte, dich aber, wenn du kämest anbellte, so würdest du, statt ihn in Wuth zu brin-

gen, lieber ihm was geben, und ihn still zu machen suchen; einem Bruder aber, von dem du selbst sagst, daß es eine große Wohlthat ist, wenn er sich gehörig gegen dich beträgt, suchst du nicht dahin zu bringen, daß er dir recht brauchbar wird, und doch rühmst du von dir, du verstündest dich darauf, gegen jedermann dich gut zu nehmen im Reden und Thun.

Chärekrates. Die Klugheit trau ich mir nicht zu, aus meinem Bruder das machen zu können, was er seyn müste.

Sokrates. Wie mich dünkt, brauchst du dazu keine zusammengesezte neue Kunstgriffe; die dir schon bekandten sind glaub ich schon, hinlänglich, ihn zu gewinnen, daß er dich hochschäzt.

Chärekrates. So sag doch hurtig das Kunststük, was ich besizzen soll, ich weiß es wirklich selbst nicht, daß ich es habe.

Sokrates. Sage was würdest du thun, wenn du einen deiner Freunde dahin vermögen woltest, dich wenn er eine Opfermahlzeit giebt, dazu zu bitten.

Chärekrates. Natürlich würde ich im gleichen Fall ihn zuerst bitten.

Sokrates. Woltest du einen deiner Freunde dahin bringen, daß er, wenn du verreistest, sich unterdessen deiner Angelegenheiten annähme, was würdest du da thun?

Chärekrates. Ich würde im gleichen Falle das nämliche zuerst thun.

Sokrates. Woltest du, ein Fremder solte dich aufnehmen, wenn du in seine Heimath kämest, was würdest du da thun?

Chärekrates. Natürlich würd ich ihn erst bewirthen, wenn er nach Athen käme; und wünscht ich, daß er sich der Betreibung meiner Geschäfte annähme, die mich dorthin führten, so würd ich zuerst dasselbe thun.

Sokrates. Sieh, du verstehst ja alle mögliche Künste, die Leute zu gewinnen, und hast so lange damit zurükgehalten. Oder standst du an, den Anfang zu machen, deinem Bruder gefällig zu seyn, um dir nicht selbst etwa in einem häßlichen Lichte zu erscheinen. Den hält man ja sonst für einen lobenswürdigen Mann, der der erste ist den Feinden Böses, Freunden aber Gutes zu thun. Hielt ich den Chärephon für den Mann, der besser als du, den Anfang machen könte, je, so sucht ich den zu überreden, sich um deine Freundschaft zu bewerben, aber nun scheinst du mir dich besser dazu zu passen.

Chärekrates. Ungereimtes Zeug! wie kömst du dazu? Ich, als der Jüngere soll hier der erste seyn? In aller Welt ist das Gegentheil Mode, der Aeltere hat überall das Vorgehen.

Sokrates. So? Also muß in aller Welt der Jüngere dem Aelteren nicht aus dem Wege gehen? nicht aufstehen, wenn er sizt, nicht ihm den Ehrenplaz lassen, schweigen, wenn er spricht? Nur dich nicht lange bedacht, lieber Freund und suche den Mann zu besänftigen, er wird sich willig finden lassen. Bedenke nur, wie ehrliebend und edel er ist. Schlechte Leute gewinnt man

nie anders als durch Geschenke, Leute von seinem Schlage am sichersten durch freundliches Begegnen.

Chärekrates. Und wenn er nun troz meiner Bemühungen um nichts besser würde?

Sokrates. Dann läufst du weiter keine Gefahr, als du zeigst, daß du ein gutes Herz, und deinen Bruder lieb hast, er hingegen ein schlechter Mensch ist, der keine gute Behandlung verdient. Das hat aber gewiß nichts auf sich; ich glaube vielmehr, er merkt nicht sobald, daß du ihn zu dem Wettstreit aufforderst, so regt sich in ihm die Eifersucht, und er thuts dir in allem zuvor. Ihr gemahnt mir jezt, wie zwei Hände, die Gott zu wechselseitigen Hülfleistungen geschaffen hat, das aber nicht thun, und einander hindern, oder wie zwei Füße von Gott bestimt zu Einem Zweck zu wirken, einander aber etwas in den Weg legen. Ists nicht Thorheit und Unsinn, das was zum Nuzzen bestimt ist, zum Schaden gebrauchen? Nach meinem Urtheil hat Gott zwei Brüder für einander zu noch wichtigeren Zwekken erschaffen, als die beiden Hände, Füße, Augen, oder sonst was doppelt am menschlichen Cörper ist. Die beiden Hände, wenn sie etwas, was über eine Klafter weit aus einander liegt, thun sollen, können es nicht; die beiden Füße können noch nicht einmal eine Klafter weit reichen; die Augen, die doch so scharf in die Ferne sehen, können zwei noch so nahe Dinge, wovon eins vorn, das andre hinten ist, nicht auf einmal sehen. Zwei Brüder aber, die Freunde sind, können, noch so weit getrennt, einander gegenseitig nützlich werden.

4.

Einst hört' ich ihn über Freundschaft sprechen, und nach meinem Urtheil war das, was er sagte, sehr praktisch in Ansehung des Erwerbs sowohl als auch der Benuzzung der Freunde.

Ich höre, sprach er, daß viele einen treuen guten Freund für das gröste aller Güter halten; und doch bekümmern sie sich um alles mögliche weit mehr, als um den Erwerb von Freunden. Ich sehe Leute, die sich das Anschaffen von Häusern, Aekkern, Sklaven, Heerden, Geräth sehr angelegen seyn lassen, und was sie schon haben zu erhalten suchen; um die Anschaffung eines Freundes aber, so wenig als um die Erhaltung dessen den sie schon haben, seh' ich keinen nach seinem Vermögen sich bekümmern, wiewol viele ihn für das gröste Gut halten. Sind jemands Freunde und Sklaven zu gleicher Zeit krank, so seh ich, schicken sie dem Sklaven Aerzte, und veranstalten alles andere sorgfältig zu seiner Pflege, um die Freunde bekümmern sie sich nicht; sterben beide, so entsteht ein Klagen über den erlittenen Verlust, an den Freunden glauben sie aber keinen erlitten zu haben; so auch bei andern Dingen versuchen, überlegen sie alles, indeß sie ihrer Hülfsbedürftigen Freunde vergessen. Ferner seh ich, wissen viele die Summe ihres Vermögens, wenn es auch noch so groß ist; von ihren Freunden, wenn ihrer auch noch so wenig sind, wissen sie nicht nur nicht die Anzahl, sondern wenn sie darum gefragt werden, so nehmen sie manchen wieder zurück, den sie schon

unter der Zahl derselben aufgeführt hatten. So wenig machen sie aus Freunden! Solte ein wahrer Freund in Vergleichung mit andern Gütern nicht weit vorzüglicher seyn; welches Pferd, welches Joch Ochsen kömt ihm an Nuzbarkeit gleich? Welcher Sklav ist so wohlgesinnt, so ausdauernd? Welches andre Gut so durchaus brauchbar? Der Freund kömt überall zu Hülfe, wo es dem Freunde gebricht, seys in häuslichen Angelegenheiten, seys in öffentlichen; bey zu leistenden Gefälligkeiten ist er da; ängstigt uns eine Furcht, so eilt er uns zu helfen, er greift mit zu, er vereinigt sich mit uns, er hilft zureden*), er zwingt uns, im Glück erhöht er unsre Freude, im Unglück richtet er uns auf. Was Hände bewirken, was Augen wahrnehmen, was Ohren hören, was Füße gehen, das alles thut ein Freund in Einer Person. Ja was oft einer für sich selbst nicht thut, nicht sieht, nicht hört, oder geht, dem allen unterzieht er sich für einen Freund. Zwar warten manche die Bäume sehr sorgfältig der Früchte wegen, aber das allerfruchtbarste Gut, Freund genannt, lassen viele aus Nachlässigkeit ganz unbeachtet.

5.

Noch eine Unterredung hört ich ihn halten, die jeden Zuhörer zu eigner Prüfung veranlassen konte, wie viel er seinen Freunden werth wäre. Er hielt sie

*) Solte hier nicht συμπαθῶν er fühlt, empfindet, leidet mit uns passend seyn?

mit dem Antisthenes in Gegenwart eines seiner Bekandten, von dem er wußte, daß er einen armen Freund verachtete; überdem waren noch viele andere dabei zugegen.

Sokrates. Haben, Antisthenes, wol Freunde einen bestimten Werth, wie die Sklaven? Da ist einer zwei Minen, der andre eine halbe Mine, der dritte fünf, der vierte zehn Minen werth. Nikias, Nikeratus Sohn, soll sogar einen Aufseher in sein Silberbergwerk für ein Talent gekauft haben. Also, das laß uns einmal untersuchen, ob das derselbe Fall bei Freunden ist?

Antisthenes. Warlich, manchen mögt ich lieber zu meinem Freund haben als zwei Minen, ein andrer ist mir nicht eine halbe werth, einen dritten kauft ich wol für zehn, und für einen vierten gäb ich mein Hab und Gut, wenn er mein Freund wäre.

Sokrates. Dies vorausgesezt, so muß wol jeder sich sorgfältig prüfen, wie viel er grade seiner Freunde werth ist, und sich bemühen ihnen noch theurer zu werden, damit sie ihn nicht für ein Spottgeld weggeben? Ich höre vielfältig klagen, den, daß sein Freund ihn aufgegeben, den, daß sein vermeinter Freund statt seiner lieber eine Mine genommen hätte. Es wäre also die Frage: kann jemand einen schlechten Freund, wenn er ihn etwas über den Werth los werden kann, verschleudern, etwa eben so wie einer einen schlechten Sklaven dem ersten dem besten verkauft? Gute Sklaven werden so wenig veräussert, als nüzliche Freunde aufgegeben.

6.

In folgender Unterredung zeigt er auch, wie man Freunde, deren Besitz was werth sey, prüfen müsse.

Sokrates. Sage mir, Kritobul, wenn wir einen Freund brauchten, worauf würden wir Rücksicht nehmen müssen? Nich wahr, wir müsten untersuchen, ob er Herr seiner Leidenschaften im Essen und Trinken, in der Liebe, im Schlafe, in der Trägheit wäre? Ein Sklav von allen diesen ist gegen sich sowol als gegen seine Freunde pflichtlos. Nicht?

Kritobulus. Sehr wahr.

Sokrates. Solchen müste man also meiden?

Kritobulus. Nicht anders.

Sokrates. Noch mehr. Wenn einer bei vielem Aufwand nie auskommen kann, immer bei seinen Nachbarn borgt, und wenn er was bekömt, es nicht wieder giebt, den aber, ders ihm abschlägt, haßt; nicht wahr, das ist auch ein lästiger Freund?

Kritobulus. Freilich.

Sokrates. Auch den müste man meiden?

Kritobulus. Ja.

Sokrates. Ferner, wenn einer viel Geld machen kann, aber nur immer mehr haben will, dahero sehr schwer zu einem freundschaftlichen Cirkel zu bringen ist, gern nimt aber ungern giebt?

Kritobulus. O der ist noch ärger, als jener.

Sokrates. Wer aber aus Liebe zum Gewinn zu nichts anderm Zeit hat, als wo er profitiren kann?

Kritobulus. Auch der paßt sich nicht, denn er ist unnütz, wenn man ihn brauchen will.

Sokrates. Fängt aber einer gern Händel an, und hezt gern Freunde gegen einander auf?

Kritobulus. Den muß man fliehen!

Sokrates. Gesezt aber, jemand hätte von jenen Untugenden nichts an sich, liesse sich jedes Gute gefallen, dächte aber nicht an Wiedervergeltung?

Kritobulus. Auch den können wir nicht brauchen. — Wer wird aber der Mann seyn, den wir zum Freunde machen müssen?

Sokrates. Ich denke den, der das Gegentheil von allem oben genannten, der enthaltsam in sinnlichen Vergnügungen, der ein Mann von Wort *), der gesellschaftlich ist, der darin etwas sezt, empfangene Wohlthaten zu erwiedern, und also seinem Freunde nüzlich ist.

Kritobulus. Wie können wir ihn denn aber prüfen, bevor wir nicht mit ihm umgehen?

Sokrates. Bildhauer prüfen wir nicht nach dem Zeugniß, was sie von sich selbst ablegen, sondern, wenn, wir sehen, daß ihre vorigen Statuen gut gearbeitet sind, so schliessen wir von diesen auf die künftigen.

Kritobulus. Du meinst also, der Mann, der sich

*) Ich habe nach der Lesart εὔορκος übersetzt, und mache es, wenn man allenfalls darauf bestehen solte, einen Gegensatz zu haben, zum Gegensatz von den schlechten Bezahlern des Geborgten im Vorhergehenden.

gegen seine vorigen Freunde gut genommen hat, wird dies auch gegen die künftigen thun.

Sokrates. Wen ich sonst mit Pferden gut habe umgehen sehen, von dem vermuthe ich das auch künftig.

Kritobulus. Gut. Wer uns nun unserer Freundschaft werth scheint, wie werden wir den zu unserm Freund machen?

Sokrates. Vor allen Dingen die Götter gefragt, ob sie dazu rathen.

Kritobulus. Aber vorausgesezt die Götter sind nicht gegen unsre Wahl, kanst du nun wol sagen, wie muß man Jagd auf ihn machen?

Sokrates. Freilich nicht mit Schnelligkeit wie auf den Haasen, nicht mit List, wie auf die Vögel, nicht mit Gewalt, wie auf die wilden Schweine*). Wider Willen einen zum Freunde zu machen, das will was sagen, man kann ihn ja nicht fesseln, wie einen Sklaven, das mögte eher Feinde, als Freunde geben.

Kritobulus. Wie denn nun Freunde?

Sokrates. Es soll gewisse Lieder geben, diese sollen manche können, und jeder, gegen den sie diese absingen, wird ihr Freund. Auch, sagt man, giebt es Liebestränke, diejenigen, welche sie machen können, brauchen sie, und machen, wen sie wollen, in sich verliebt.

Kritobulus. Wo mögten wir die aber lernen?

*) Ich lese hier mit Ernesti κάπροι.

Sokrates. Du kennst doch das Lied der Sirenen an den Odüßeus beim Homer, das sich anfängt:

Komm, besungner Odüsseus du grosser Ruhm der Achaier. *)

Kritobulus. Fesselten denn die Sirenen mit demselben Gesange auch andre Menschen so daß sie, davon bezaubert, nicht weg konten?

Sokrates. Nein, sie sangens blos denen, die ihren Ruhm in der Tugend suchten.

Kritobulus. Du wilst vermuthlich damit soviel sagen, daß man einem dergleichen singen müsse, was er nicht für Spott aufzunehmen Ursach hat; denn in diesem Fall mögte er eher jemandes Feind werden, und die Leute von sich entfernen, wenn man ihn z. B. schön und groß und stark priese, und er wüste es, daß er das Gegentheil von allen diesen wäre. Aber weißt du noch andre Gesänge?

Sokrates. Nein; aber Perikles soll viele gekont haben, die sang er Athen vor, und machte dadurch, daß es ihn lieb gewann.

Kritobulus. Aber wie macht' es denn Themistokles?

Sokrates. Warlich nicht durch singen, sondern er hatte einen andern Talismann, der heißt: Verdienste um Athen.

Kritobulus. Wahrscheinlich wilst du also damit soviel sagen, wenn wir einen Freund gewinnen wollen, so müssen wir selbst gut werden, und dies in Reden und Handlungen zeigen.

*) Homers Odüßer B. 12. 184.

Sokrates. Dachtest du denn ein Taugenichts könte taugliche Freunde haben?

Kritobulus. Je nun, ich sahe, daß wol schlechte Redner mit guten, ungeschickte Feldherrn mit versuchten in Freundschaft standen.

Sokrates. Entsinnst du dich wol welcher, die, selbst moralisch schlecht, denn davon sprechen wir eigentlich, andre moralisch Gute zu Freunden machen konten?

Kritobulus. Warlich! nie! Aber wenn es nun nicht möglich ist, daß ein moralisch schlechter Mensch brave Leute zu Freunden machen kann, so sage mir denn doch, ob ein guter rechtschaffener Mann mit Leuten seines Schlages ohne Mühe Freundschaft zu errichten im Stande ist?

Sokrates. Vermuthlich macht dich das irre, daß du nicht selten Männer von edlen Thaten, denen sonst keine schlechte Handlung zur Last gelegt werden kann, siehst, wie sie statt Freunde zu seyn, stets gegen einander etwas haben, und sich gegen einander ärger betragen, als der niedrigste Pöbel.

Kritobulus. Und das ist nicht allein der Fall bei Privatpersonen, sondern auch Staaten, die sonst sehr für das Gute sind und alles, was schändet, entfernt zu halten suchen, führen nicht selten Krieg mit einander. Wenn ich das bedenke, so sinkt meine Hofnung, Freunde zu finden. Schlechte Menschen, seh ich wol, können keine Freunde seyn, denn wie wäre das Undankbaren, Sorglosen, Habsüchtigen, Treulosen, Unmäßigen möglich, die scheinen nach meiner Mei-

nnng eher zur Feindschaft gemacht zu seyn. Eben so können, wie du sagest, Böse mit den Guten auch nicht harmoniren, denn wie solte der Lasterfreund einen Verehrer der Tugend lieb gewinnen; und wenn nun noch endlich die würklich Tugendhaften über die erste Stelle im Staat einander beneiden, hassen und in steter Feindschaft leben, wo finden wir nun Freunde, wo wohnt nun noch gute Gesinnung, wo Treue?

Sokrates. Die Sache ist unter veränderten Umständen anders Kritobul. In manchen Dingen sind die Menschen von Natur zur Freundschaft geneigt, theils brauchen sie einander, theils regt sich das Mitleiden, theils leisten sie einander wirkliche Dienste, und das Gefühl davon stimt sie zur Dankbarkeit, in manchen hingegen zur Feindschaft; das zusammenlaufende Interesse erregt zwischen ihnen einen Wettstreit, und der verschiedene Gesichtspunkt aus dem sie dieselbe Sache ansehen, entzweit sie. Streit und Zorn stiftet Feindschaft, die Habsucht gebiert Erbitterung, wen wir beneiden, den hassen wir auch. Die Freundschaft aber sezt sich über alles das hinweg und kettet die Rechtschaffene zusammen. Ihre Güte des Herzens macht, daß sie lieber wenig im Frieden besizzen, als mit Streit Herrn über alles seyn wollen; sie sind im Stande selbst zu hungern und zu dürsten, und theilen, ohne daß es sie Ueberwindung kostet, andern mit, sie können sich von der Liebe zu schönen Personen gefesselt, mässigen, um nicht andere zu kränken, die es nicht um sie verdient haben. Entfernt von jeder Habsucht, sehn sie ihre rechtmäßig erworbenen Güter als etwas gemeinschaft-

liches an, und beschenken einander; Streitigkeiten legen sie nicht nur ohne Nachtheil, nein, auch zum gemeinschaftlichen Nuzzen bei, und den Zorn treiben sie nie so weit, daß er sie gereut Den Neid entfernen sie ganz, sie theilen den Gebrauch ihrer Güter mit ihren Freunden, und sehn dieser Eigenthum auch als das ihrige an. Solte nun bei der Art zu denken nicht ungekränkter Besiz der bürgerlichen Aemter, solte nicht Beförderung des gemeinschaftlichen Interesse statt finden? Freilich wessen Streben auf Ehre und Herrschaft gerichtet ist, um nur die Güter andrer zu rauben, Gewaltthätigkeiten auszuüben und in Wollüsten zu leben, der ist als Ungerechter und Bösewicht freilich nicht im Stande mit andern zu harmoniren; aber deswegen kann das doch ein andrer, den eigne Sicherheit vor Beleidigungen sowol, als auch das Vermögen seine Freunde, gegen Unrecht zu schüzzen, nach Ehre im Staat zu streben bestimt, der als Erster im Staat nur dem Staate Dienste zu leisten willens ist; solte er, vereinigt, mit Rechtschaffenen, seinen Freunden nun weniger nüzzen, weniger Vortheile dem Staat leisten können, wenn ihm andere seines Gleichen zur Seite stehen? Wenn in den gymnastischen Spielen den Geübtesten es erlaubt wäre, alle vereint auf die Ungeübtern los zu gehen, gewiß sie würden in jedem Kampf Sieger seyn, und alle Preise davon tragen. Dort darf das Niemand, in einem Staat aber, wo Rechtschaffne am Ruder sizzen, hat keiner was dagegen, man mag sich zum Wohl desselben verbinden, mit wem man will; wär es also nun nicht herrlich,

wenn ein Regent die vortrefflichsten Männer zu Freunden wählt, und mit ihnen verbunden gemeinschaftlich Geschäfte betriebe, statt Gegner an ihnen zu haben? Wenn eine Macht mit einer andern Krieg führt, so braucht sie offenbar Hülfsvölker, und um desto mehr mit je tapfrern sie zu thun hat; ihre Alliirten wird sie auch gut behandeln müssen, damit sie geneigt sind ihr zu folgen. Auch ist es weit besser, den bessern, wenn ihrer wenig sind, als einer grossen Anzahl schlechter Leute Gutes zu erweisen, denn diese machen mehr Ansprüche darauf als jene. Auf also! Kritobulus, und werde selbst gut, dann mache auf Rechtschaffne Jagd; vielleicht, daß ich dein Gefährte seyn kann, weil ich darin etwas gethan habe. Wünsche ich die Liebe gewisser Leute zu besizzen, so stürme ich mit meiner Liebe auf sie ein, so daß sie mich wieder lieben müssen, ich schmachte so lange, bis sie wieder schmachten, und eben so sich nach meinem Umgang sehnen, als ich mich nach dem ihrigen. Dasselbe wirst du thun müssen, wenn du dich nach der Freundschaft gewisser Personen sehnst, diese verhele mir also nicht, denn durch meine Bemühungen auch dem zu gefallen, der mir gefällt, glaub ich es in der Kunst auf Menschen Jagd zu machen ziemlich weit gebracht zu haben.

Kritobulus. Diese zu lernen ist längst mein Wunsch gewesen, besonders wenn sie mir sowol in Ansehung der Guten, zum Besitz ihrer Seelen, und in Ansehung der Schönen zum Besitz ihrer Cörper verhilft.

Sokrates. Nein, Kritobul! Wie mans machen

muß, daß Schöne, wenn man sie streicheln will, still halten, davon besagt meine Theorie nichts. Eben deswegen sollen die Leute vor der Scylla geflohen seyn, wenn sie die Hände nach ihnen ausstreckte; die Sirenen hingegen thaten das nicht, sangen blos in der Ferne, und dann standen alle still, horchten und waren wie bezaubert.

Kritobulus. Wenn ich also mit den Händen nicht kommen darf, so mach mich nur mit deinen Regeln bekandt, nach welchen ich mir Freunde machen kann.

Sokrates. Auch darfst du mit deinem Mund nicht den Mund des andern berühren.

Kritobulus. Sey unbesorgt, das werd ich nicht thun, es müßte denn etwa ein schöner Jüngling seyn.

Sokrates. Den Augenblik sprichst du doch wieder etwas Unnützes. Die Schönen werden dir nicht Stich halten, und die Häßlichen — je nun die leiden es wol, weil sie denken, man erkläre sie für schön wegen ihrer Geistesvorzüge.

Kritobulus. Still davon. Ich werde die Schönen zwar küssen, aber die Guten noch weit zärtlicher, und nun weiter in deiner Theorie.

Sokrates. Würdest du mir erlauben, dich bei dem, den du zum Freund besizzen mögtest, zu verklagen, daß du ihm gut seyst, und sein Freund zu werden wünschtest?

Kritobulus. Immerhin! ich kenne keinen der den haßt, welcher gut von ihm spricht.

Sokrates. Wenn ich dich nun verklagte, daß du aus Liebe zu ihm auch gut von ihm dächtest.

Kritobulus. Das stimt mich ja ebenfalls zu éner guten Meinung von dem andern wenn ich weiß, daß er sie von mir hat.

Sokrates. Ich darf also das zu denen sagen, deren Freundschaft du wünschest? Wenn du mir aber noch Erlaubniß giebst, zu sagen, daß du, thätig für deine Freunde, deine gröste Freude an ihnen hast, daß du dich über schöne Handlungen derselben, über ihre guten Umstände nicht weniger freuest, als über deine eigene; daß du nicht müßig bist dieselben zu befördern, daß du den Grundsatz habest, die Vortreflichkeit eines Mannes bestehe darin, man müsse die Freunde durch Wohlthaten so wie den Feind im Schaden thun zu übertreffen suchen — und ich sage das alles, dann bin ich wol ein wakrer Gesellschafter auf deiner Jagd nach Freunden?

Kritobulus. Du brauchst mich das gar nicht zu fragen, es steht ja bei dir, von mir zu sagen, was du wilst.

Sokrates. Nicht also. Mich hat Aspasia einmal anders darüber belehrt. Sie meinte, ehrliche Freywerberinnen, die mit Wahrheit Gutes erzählten, könten die ehliche Zärtlichkeit im hohen Grade befördern, lögen sie aber, so wär ihr Lob nachtheilig. Die Eheleute, von beiden Seiten betrogen, haßten einander dann eben so sehr, als die Freywerberin. Davon überzeugt, darf ich nun, wenn ich zu deinem Lobe spreche, Nichts, als die Wahrheit sagen.

Kritobulus. Ich verstehe dich. So fern ich, meinst du, selbst geschickt bin, Freunde zu gewinnen, wilst du mein Mann seyn, und Parthey mit mir nehmen. Im Gegentheil hast du nicht Lust, etwas zu meinem Vortheil zu erdichten.

Sokrates. In welchem Fall meinst du, stift ich dir mehr Nuzzen, wenn ich dein Lob lüge, oder wenn ich dir rathe, lobenswürdig zu werden? — Springt dir dies noch nicht klar genug in die Augen, so bedenke folgendes: Gesezt ich wolte dich einem Seefahrer empfehlen, und löge ihm vor, daß du ein guter Steuermann wärest; nun vertraut' er, durch mich überredet, dir im Seewesen unerfahrnen ein Schiff an, nicht wahr, du müstest befürchten, dich mit dem ganzen Schiffe in den Grund zu fahren? Oder gesezt, ich läge dem Staate öffentlich vor, daß du ein geschickter General, oder Richter oder Staatsmann seyst, und überredete ihn, dir eines dieser Aemter anzuvertrauen, was meinst du, was die Folgen für dich und den Staat seyn würden? Oder wenn ich einigen Privatpersonen mit Unwahrheit dich als einen erfahrnen Landwirth bekandt machte, und sie auf mein Wort dir ihre Wirthschaft übergäben, würdest du nicht bey der ersten Probe den Leuten schaden, und dich zugleich lächerlich machen? — Der kürzeste sicherste und ehrenvolleste Weg zum gut scheinen, Kritobul, ist das gut werden. Betrachte alles was man menschliche Tugend nennt, und du wirst finden, daß durch Fleiß und Uebung jede erhöht wird. Das ist es, dem wir nachjagen müssen! Oder weißt du was anders?

Kritobulus. Ich müßte mich dessen schämen, was ich dagegen sagen wollte, denn es würde ihm Schönheit und Wahrheit fehlen.

7.

Wenn Sokrates Freunde in Verlegenheit waren, so suchte er theils durch Unterricht, falls sie aus Unwissenheit, theils durch Aufmunterung sich untereinander beyzustehen, wenn sie aus Armuth herrührete, abzuhelfen. Was ich davon weiß, will ich mittheilen.

Einst sah er den Aristarch mit kummervoller Mine; den redt' er an und sagte: Dich scheint etwas zu drükken, du soltest deine Freunde an deinem Gram Theil nehmen lassen, vielleicht könten wir ihn dir mildern.

Aristarchus. Sokrates, ich bin in der äussersten Verlegenheit. Seit die Unruhen hier in Athen obwalten, und so viele nach dem Piräus geflüchtet sind, ist eine Anzahl verlassener Schwestern und Schwestertöchter und Muhmen zu mir gekommen, so daß ich izt allein an die vierzehn freie Leute*) im Hause habe. Unsre Aekker bringen uns nichts ein, die hat die andere Parthey eingenommen; eben so die Häuser nicht, denn die Stadt ist leer von Einwohnern. Möbeln kauft keiner, geliehen kann man kein Geld bekommen, das glaub ich fände man, wenn man sich aufs Suchen legte, eher auf der Straße. Bitter ist es, Sokrates, seine Angehörigen gehen und verhungern

*) Die Sklaven nicht einmal mitgerechnet.

zu sehen, und doch machen die Umstände es unmöglich ihrer so viel zu ernähren.

Sokrates. Wie kömts denn, daß Keramon so viel ernährt, und nicht blos für sich und sie hinlänglich genug hat, sondern sogar zurücklegt, so daß er reich dabei wird, und du, im gleichen Falle mit ihm, fürchtest mit den Deinigen zu verhungern?

Aristarchus Ja, das macht, er hat nur Sklaven, ich habe freie Leute zu ernähren.

Sokrates. Wen hältst du für besser, deine Freien, oder die Sklaven des Käramon?

Aristarchus. Meine Freien, versteht sichs.

Sokrates. Ists nicht eine Schande, daß er von schlechten Leuten reich wird, und du mit deinen besseren in Dürftigkeit lebst.

Aristarchus. Jene sind auch lauter Handwerker, meine haben alle eine freie Erziehung genossen.

Sokrates. Handwerker sind doch alle, die etwas nützliches machen können? Nicht?

Aristarchus. Ja.

Sokrates. Malz ist doch was nützliches?

Aristarchus. Allerdings.

Sokrates. Brod auch?

Aristarchus. Nicht minder.

Sokrates. Manns- und Frauenkleidung, Unterkleider, Ueberröcke, Brusttücher doch auch?

Aristarchus. O sehr nützlich.

Sokrates. Die Leute bei dir können doch das alles machen?

Aristarchus. Ich denke, ja!

Sokrates. Weist du nun nicht, daß Nausikides ganz allein vom Malz machen sich und seine Leute nicht nur ernährt, sondern überdies auch noch so viele Schweine und Rindvieh füttert, und dabei so viel erübrigt, daß er dem Staat noch Vorschuß thut? Vom Brodbakken erhält Kiribus sein ganzes Haus, und steht sich gut. Demeas aus Kolyttus ernährt sich vom Mantelschneidern. Menon macht Ueberröcke, und viele Megarenser machen Brusttücher.

Aristarchus. Wol wahr, aber die haben sich von fremden Orten her Leute gekauft, welche das thun müssen, und das ist recht. Aber ich habe freie Leute, Anverwandte.

Sokrates. Weil sie also frei und deine Verwandten sind, brauchen sie weiter nichts zu thun, als essen und schlafen? Siehst du denn, daß andre Freie, die ein solches Leben führen, besser daran sind, und hältst du sie für glücklicher, als die welche gemeinnützige Dinge können, und diese Kentnisse in Ausübung bringen? oder findest du, daß Trägheit und Nachlässigkeit zur Erlernung wissenswürdiger Dinge, zum Behalten des Erlernten, zu körperlicher Gesundheit und Stärke, zum Erwerb und zur Erhaltung der im menschlichen Leben nüzlichen Dinge, förderlich sind, daß hingegen Arbeitsamkeit und Thätigkeit zu nichts nüzzen? Haben sie denn die Kentnisse, die sie nach deiner Aussage besizzen, sich erworben als zu nichts nüzze und ohne den Vorsatz sie je auszuüben,

oder im Gegentheil durch Benuzzung derselben sich Vortheile zu verschaffen? Was macht die Menschen vernünftiger, Faulheit oder Thätigkeit? Wie zeigen sie sich rechtschaffener, entweder durch Arbeitsamkeit, oder daß sie, die Hände im Schoos, über ihre Bedürfnisse nachdenken? — Nach meinem Urtheil kann keine wahre Liebe zwischen euch statt finden; von deiner Seite nicht, weil du glaubst sie sind dir nachtheilig, von ihrer, weil sie denken dir lästig zu seyn; und das läßt noch grössere Zurückhaltung und völlige Verringerung nur bisherigen Liebe befürchten. Sorgst du aber für ihre Beschäftigung, so wirst du sie, in der Ueberzeugung, Nuzzen von ihnen zu haben, lieben, und sie dich auch, indem sie es fühlen, daß du nun mit ihnen zufrieden bist; gern werdet ihr euch der vorigen Wohlthaten erinnern, das wird eure Dankbarkeit erhöhen, und so werdet ihr in Freundschaft und Verträglichkeit vereint mit einander leben. Jedes schändliche Gewerbe wird dann in ihren Augen schrecklicher seyn, als der Tod, sie besizzen die schönsten einem Frauenzimmer anständigen Kentnisse, sie wissen alles auf die leichteste, schnellste, schönste und beste Art zu thun. Also nicht lange dich bedacht, und stell ihnen das einmal vor, was dir sowol, als ihnen so vortheilhaft ist, gewiß sie werden es gerne annehmen.

Aristarchus. Warlich, Sokrates, du stellst mir die Sache von einer votrefflichen Seite vor; ich wolte erst nichts borgen, weil ich wuste, ich würde, wenn das verzehrt wäre nichts wiedergeben können, izt

aber glaub ichs beim Ankauf von Materialien wol bestreiten zu können.

Und nun gieng er hin, sorgte für Materialien und kaufte Wolle. Das Frühstück aßen sie unter der Arbeit, und nach der Arbeit thaten sie die große Mahlzeit; sonst war ihr Blik finster izt hatten sich ihre Minen aufgeheitert, sonst sahen sie einander mit Verdruß izt mit Vergnügen an, sie liebten ihn als ihren Versorger, er sie als Leute, die ihm nüzten.

Endlich kam er wieder zum Sokrates und erzählte ihm alles mit froher Mine und daß sie ihn einzig und allein des Müssigangs bezüchtigten. Sokrates sagte: erzählst du ihnen denn nicht die Fabel vom Hunde? — —

„Als die Thiere noch reden konten, sprach das Schaf zu seinem Herrn: Es ist doch wunderlich von dir, daß du uns, die wir dir Wolle, Lämmer und Käse geben, weiter nichts giebst, als was wir auf der Erde finden, dem Hunde aber, von dem du dergleichen gar nicht hast, theilst du von deinem eigenen Tische mit. Dafür beschüz ich euch aber auch, sagte der Hund, der das mit anhörte, daß euch die Menschen nicht stehlen, daß euch die Wölfe nicht rauben können. Thät ich das nicht, so würdet ihr aus Furcht des Todes nicht einmal weiden können. Die Schafe gestanden hierauf dem Wolf die Ehre zu.“

Erzähl ihnen das, sage, du seyst, wie in der Fabel der Hund, ihr Wächter und Versorger, und daß sie, durch dich vor jeder Beleidigung gesichert, ihre Arbeiten im Frieden verrichten können.

8.

Einst bekam er einen alten Freund nach geraumer Zeit wieder zu sehen; Sieh, fing er an, Eutherus, woher sieht man denn einmal dich wieder?

Eutherus. Nach Endigung des Kriegs kam ich aus der Fremde, izt komm ich von Hause. Seit wir unsre auswärtigen Güter verloren haben, und mir mein Vater in Attika nichts hinterlassen hat, so seh ich mich nun genöthigt, mich hier aufzuhalten und mir meine Bedürfnisse mit Handarbeit zu verdienen. Immer besser, als jemanden ansprechen, voraus da ich keine Sicherheit stellen kann.

Sokrates. Und wie lange, meinst du, wird dein Körper es aushalten um Lohn zu arbeiten.

Eutherus. Freilich wol, lange nicht.

Sokrates. Wirst du nun alt, so wirst du doch leben müssen, und lohnen will dich dann auch keiner für deine Arbeiten.

Eutherus. Wol wahr.

Sokrates. Wärs nicht besser, du befaßtest dich mit Geschäften, die dich auch im Alter noch nähren, gingst etwa zu einem reichen Mann, zu einem der einen Gehülfen braucht, würdest Aufseher über seine Arbeiter, triebst seine Einkünfte bey, führtest die Aufsicht über sein Hauswesen; du nüztest also ihm, und er dir wieder.

Eutherus. Nur Knecht zu seyn, das will mir nicht ein.

Sokrates. Die Vornehmsten in den Staaten, die Vorsteher der öffentlichen Angelegenheiten sind ja deswegen nicht mehr Sklaven, sondern nur um so freier.

Eutherus. Ueberhaupt laß ich mir von keinem gern was sagen.

Sokrates. Lieber Eutherus, da mögt es wol schwerlich ein Geschäft geben, worüber man sich nicht müste was sagen lassen. Es ist schwer etwas ganz ohne Tadel zu verrichten, schwer, gesezt man verrichtete es noch so tadellos, einem unbilligen Tadler zu entgehn; daher wärs ein Wunder, wenn du bei denen Leuten, denen du izt arbeitest, wie du sagst, ganz ohne Tadel wegkämest. Es komt darauf an, daß man sich vor tadelsüchtigen Leuten hütet, und sich an billige Beurtheiler hält, das nur thut, wozu man Talente fühlt, und mit dem übrigen sich nicht bemengt, jede Sache auf die beste sorgfältigste Art verrichtet — so denk ich, entgeht man am sichersten dem Tadel, findet in mißlichen Umständen am ersten Hülfe, führet ein gemächliches beschwerdenloses Leben, und ist im Alter gegen Mangel geschüzt.

9.

Einst hörte er den Krito klagen, es sey für einen Mann, der gern in Ruhe seinen eigenen Geschäften nachgehe, zu Athen ein recht fatales Leben; denn, sezte er hinzu, da werd' ich hie und da in Processe verwikkelt, nicht weil ich die Leute beleidigt habe, sondern weil sie denken, ich gebe lieber etwas Geld, als daß ich Processe führe.

Sokrates. Du hältst doch Hunde, um dir die Wölfe von den Schafen abzuhalten? Nicht?

Krito. Freilich, und ich finde dabei meinen Vortheil, mehr, als wenn ich keine hielte.

Sokrates. Köntest du dir nun nicht auch jemanden halten, der Geschiklichkeit und den Willen hätte, dich gegen die zu schützen, welche dich anzapfen?

Krito. Sehr gern, nur müste ich nicht befürchten dürfen, daß er selbst gegen mich agirte.

Sokrates. Ei was! siehst du denn nicht, daß einer viel lieber einem Manne, wie du bist, gefällig seyn, als für einige Vortheile sich dich zum Feinde machen wird? Es giebt hier gewiß Leute, die etwas darin setzen, dich zum Freunde zu haben.

Kurz, sie fanden den Archedemus, einen Mann, der zwar arm, aber in allem Betracht bei dergleichen Händeln sehr zu brauchen war. Von jedem nehmen, war seine Sache nicht, aber seine Liebe zum Recht und seine Verschlagenheit sezten ihn in den Stand, die Sykophanten derb zu schröpfen. Diesem gab Kriton, wenn er Waizen, oder Oel, oder Wein, oder Wolle, oder sonst Viktualien von seinem Acker erndete, immer davon einen Antheil; wenn er opferte, bat er ihn zum Essen, und so im übrigen. Da Archedemus merkte, daß er an Kritons Hause einen Anhalt hatte, so intereßirte er sich sehr für ihn. Er hatte ausfindig gemacht, daß die, welche den Kriton chikanirten, eine Menge Ungerechtigkeiten verübt, und viel Feinde hatten; da zog er einmal einen von ihnen vor Gericht, um ihn zur Leibes- oder Geldstrafe verurtheilen zu las-

sen. Der, sich mancher schlechten Streiche bewust, that alles, um von dem Archedem los zu kommen; dieser aber hielt ihn fest, bis er den Kriton zufrieden ließ, und ihn obein bezahlte. Nach diesem und andern dergleichen Stükchen des Archedemus gings nun dem Kriton, wie es einem Hirten geht, der einen guten Hund hat, bei dem alle andere Hirten gern in der Nähe weiden, um von dem Hund zu profitiren; viele seiner Freunde baten ihn, ihm doch den Archedem zum Schutz zu erlauben; dies that denn Kriton auch gefälligst, und so hatte nicht allein er, sondern auch seine Freunde Ruhe. Warf denn einer von den lästigen Patronen dem Archedemus vor, er wolle sich seines Vortheils wegen nur beim Kriton einschmeicheln, so gab er zur Antwort: was ist schlechter, für empfangene Wohlthaten von rechtschaffenen Leuten sich ihnen wieder gefällig zu bezeugen, sie sich zu Freunden zu machen, und die Schurken gegen sich aufbringen, oder durch Ungerechtigkeiten gute Leute sich zu Feinden, Schurken zu seinen Mitgehülfen, und sie dadurch sich zu Freunden zu machen, und sie jenen vorziehn? —

Seit der Zeit gehörte Archedemus mit zu dem Cirkel von Kritons Freunden, und jeder seiner übrigen Freunde ehrte ihn.

10.

Ich erinnere mich auch noch folgendes Gesprächs mit seinem Freunde Diodorus:

Sokrates. Wenn dir, Diodor, einer deiner Sklaven davon liefe, sage mir, würdest du suchen, ihn wieder zu bekommen?

Diodor. Ei ja freilich, ich würde andere auffordern, und eine Belohnung darauf setzen.

Sokrates. Nun höre! Gesezt, es würde einer von deinen Leuten krank, würdest du nicht um ihn besorgt seyn und die Aerzte bitten, ihn ja nicht sterben zu lassen?

Diodor. Freilich.

Sokrates. Wenn nun aber einer von deinen Bekandten, der dir weit nüzlicher ist, als ein Sklave, in Gefahr wäre, vor Mangel umzukommen, hältst du es da nicht für deine Pflicht, für seine Erhaltung zu sorgen? Und nun weißt du doch, daß Hermogenes ein dankbarer Mann ist, und sich schämen würde, wenn er, von dir mit Wohlthaten überhäuft, sich nicht erkentlich bezeigen solte. Es ist doch swarlich mehr werth, als eine ganze Menge Sklaven, einen Mann zu haben, der einem freiwillig, mit gutem Herzen und ausdauernd dient, und der die ihm gethanen Aufträge verrichten kann, und das nicht allein, der ohne besondern Auftrag nüzlich seyn, in die Zukunft schauen und vorher überlegen kann. Es ist ein Grundsatz guter Wirthe, ein schäzbare Sache zu kaufen, wenn man sie wohlfeil haben kann. Nun sind unter gewissen Umständen gute Freunde sehr leicht zu feilschen.

Diodor. Sehr richtig, Sokrates. Laß doch den Hermogenes zu mir kommen.

Sokrates. Das werd' ich schön bleiben lassen. Ich denke ehrenvoller ists für dich, wenn du zu ihm gehst, als wenn er zu dir kommt, und du hast mehr Vortheil davon, wenn du dies thust, als er.

Diodor ging also zum Hermogenes, und machte ihn mit geringen Kosten zu seinem Freunde, dessen einiger Augenpunkt es nachher war, mit Rath und That dem Diodor zu nutzen und Fruede zu machen.

Sokrates

Drittes Buch.

Drittes Buch.

I.

Auch um die, deren Strebsamkeit auf wirkliche Vorzüge gerichtet war, machte er sich so fern verdient, daß er denselben die gehörige feste Richtung vorzeichnete. Ein Beispiel davon.

Als er einst hörte, Dionysodor sey nach Athen gekommen, und habe bekandt machen lassen, daß er Unterricht in der Kriegskunst ertheilen wolle, so sagte er zu einem seiner Freunde, von dem er wuste, daß seine Absicht dahin ginge, einst eine dergleichen Ehrenstelle im Staat zu bekleiden: Es ist doch nicht hübsch, junger Mann, daß der künftige Feldherr die Gelegenheit sich dazu auszubilden ungenuzt vorüber läßt; mit Recht verdiente das weit mehr vom Staate geahndet zu werden, als wenn jemand, ohne die Bildhauerkunst zu verstehen, Bildsäulen zu verfertigen übernähme. Natürlich muß, wenn ein Staat in Gefahren des Kriegs sich dem Feldherrn anvertrauet, auf der einen Seite außerordentlich viel Gutes daraus entstehen, wenn dieser alles wohl versieht, auf der andern aber wieder viel Böses, wenn er Fehler begeht. Nicht wahr, ein solcher, der die Gelegenheit zur Vorbereitung versäumte, und sich doch Mühe gäbe, auf die Wahl zu kommen, müste bestraft werden.

Diese Erinnerung bewog den Freund des Sokrates hinzugehen, und sich unterrichten zu lassen.

Nach geendigtem Cursus sagte Sokrates einmal im Scherz: Hört einmal Freunde, Priamus nennt

beim Homer den Agamemnon einen Erhabnen; kömts euch nicht vor, als wenn unser Freund da, seitdem er die Kriegsschule besucht hat, diesen Beinamen im vollern Sinne verdiente? Denn so wie der, der die Cyther spielen gelernt, wenn er sie auch gerade nicht spielt, doch für einen Virtuosen gilt, oder der die Arzneikunde gelernt hat, wenn er sie auch gerade izt nicht ausübt, doch ein Arzt ist, so kann auch er von izt an immer für einen Feldherrn gelten, wenn ihn gleich noch keiner gewählt hat. Denn der, welcher die Sache nicht versteht, ist weder Feldherr noch Arzt, wenn ihn gleich alle Welt dazu gewählt hätte. Also, damit wir, wenn etwa einer von uns künftig unter dir als Oberster oder Hauptmann diente, uns desto besser auf den Dienst verstehen, so sag uns, womit eröfnete der Mann seinen Unterricht in der Kriegskunst?

Freund des S. Damit, womit er schloß. Taktik hat er mich gelehrt, das wars alles.

Sokrates. Das ist aber bei weitem der kleinste Theil davon. Ein Feldherr muß ja auch darauf sich verstehen, die nöthigen Zurüstungen zu machen, für die Bedürfnisse der Soldaten zu sorgen, er muß erfindrisch, thätig, sorgfältig, abgehärtet, scharfsichtig, gelinde, scharf, ehrlich, schlau, vorsichtig, hinterm Berge haltend seyn, zu rechter Zeit zu geben und zu nehmen, freigebig und habsüchtig zu seyn, stets den Rücken frei zu haben, andern Fallen zu stellen wissen, und noch viel andere natürliche und erworbene Eigenschaften muß ein Feldherr besitzen.

Gut ists indessen auch, wenn er die Taktik versteht, denn eine Armee gut gestellt thuts einer schlecht gestellten zuvor; so wie Steine und ungebrannte Ziegel und Holz und gebrannte Ziegel ohne Ordnung durch einander liegend zu nichts nützen, legt man aber das, was der Fäulniß und dem Weichwerden nicht ausgesezt ist, als Steine und Bakziegel, unten und an die Außenseite, in die Mitte aber das Holz und die ungebrannte Ziegel, wie mans beim Bauen macht, dann entsteht ein nůzliches Ding, ein Haus.

Freund des S. Deine Vergleichung paßt vollkommen. Auch im Kriege muß man die Kernleute vorn und hinten stellen, in die Mitte den Schofel, damit jene ihn anführen, diese ihn antreiben.

Sokrates. Wenn er dich nur auch gelehrt hat, die Guten so wie die Schlechtern herauszukennen; hat er das nicht gethan, was hilft dir all dein Lernen? Befähle dir jemand Silbermünzen so zu legen, daß die besten Stücke hinten und vornen hin, in die Mitte aber die schlechteren kämen, und hätte dich nicht das gute Geld von dem falschen unterscheiden gelehrt, so hülfe dir das nichts.

Freund des S. Wahrhaftig, davon hat er uns nichts gesagt, grade als sezte er voraus, wir müsten selbst die guten und schlechten beurtheilen.

Sokrates. Was meinst du, ob wir ein wenig darüber nachdächten, um hierinnen nicht zu fehlen?

Freund des S. Sehr gern.

Sokrates. Nicht wahr, wir würden, wenn Geld zu holen wäre, nicht unrecht daran thun, wenn wir die Geldgierigsten voran stellten?

Freund des S. So scheint es.

Sokrates. Ferner, wo was zu wagen wäre, würden wir nicht die Ehrsüchtigsten voranstellen?

Freund des S. Das sind eben die, welche für den Ruhm alles wagen, und weil sie sich aller Orten auszeichnen, so sind sie sehr kentlich, und sehr leicht heraus zu finden.

Sokrates. Hat er dich blos die Taktik gelehrt, nicht auch wo und wie du jedes Corps gebrauchen solst?

Freund des S. Das kam gar nicht vor.

Sokrates. Gleichwol gibts der Fälle so viele, wo so wenig dieselben Manövers, als dieselben Stellungen sich anwenden lassen.

Freund des S. Warlich von dem allen auch nicht ein Wort.

Sokrates. So geh den Augenblick wieder zu ihm, und frag ihn drum; denn wenn ers weiß, und er ist nicht ganz schamlos, so muß er sich schämen, daß er dein Geld genommen, und dich so dürftig entlassen hat.

2.

Einst traf er mit einem zusammen, der zum Feldherrn erwählt worden war, zu dem sagte

Sokrates. Warum glaubst du wol, daß Homer stets den Agamemnon den Hirten der Völker nennt? Nicht wahr deswegen, daß, so wie es des Hirten Pflicht ist, für die Gesundheit und das Futter der Schafe zu sorgen, es eben so sehr des Feld-

herrn Pflicht ist, für die Gesundheit und Bedürfnisse seiner Soldaten zu sorgen, und daß sie den Zweck ihres Dienstes erreichen? Und dieser ist durch Ueberwindung der Feinde glücklicher werden. Oder warum mag der Dichter den Agamemnon mit folgenden Worten loben: *)

»Beides ein guter König und trefflicher Streiter im Kriege.« Würde er wol leztern Namen verdienen, wenn er blos selbst brav im Streit gegen die Feinde sich hielte, und nicht auch der ganzen Armee eine gleiche Bravheit einflößte; oder erstern, wenn er blos für sein Bestes, und nicht auch für das Beste seiner Unterthanen arbeitete? Denn einen König wählt man ja nicht, daß er für sich aufs beste sorgen, sondern daß auch die, welche ihn erwählt haben, durch ihn glüklich werden sollen, und alle dienen ja deswegen, um ein recht angenehmes Leben zu führen, und wählen sich eben darum Feldherrn, damit sie ihnen dahin ihre Führer seyn sollen; die Pflicht eines Feldherrn ist folglich, denen, die ihn gewählt haben, darin förderlich zu seyn. Nicht leicht giebt es etwas schöners als dies, und nicht leicht etwas schlechteres, als das Gegentheil.

Sokrates ließ also bei gegenwärtigen Betrachtungen über das Verdienst eines Feldherrn jedes andere liegen, und hob blos die Beförderung des Glücks seiner Untergebenen heraus.

3.

Einst hielt er, erinnr' ich mich, folgende Unterredung mit einem neu erwählten General der Reuterey.

*) Ilias 3, 179.

Sokrates. Du wirst mir sagen können, junger Mann, warum es dein Wunsch war, Anführer der Reuterei zu werden; doch wol nicht um voran reuten zu können? Die Ehre haben die Scharfschüzzen zu Pferde, die reuten selbst vor dem General.

„Ganz richtig.“

Sokrates. Auch wol nicht, um bekandt zu werden, denn auch Verrückte kennt jedermann.

„Auch wahr.“

Sokrates. Also wol, um die Reuterei dem Staat in einem bessern Zustande zu überliefern; um, falls man ihrer nöthig hat, als ihr Anführer dem Staat damit einen Nuzzen zu stiften?

„Eben deswegen.“

Sokrates. Trefflich, beim Jupiter, wenn du das bewirken kanst. Dein Commando aber, zu welchem man dich gewählt hat, erstreckt sich über Pferd und Mann.

„So ist es.“

Sokrates. So sag mir denn doch, wie du die Pferde in bessern Stand zu sezzen denkst?

„Das denk ich ist nicht meine Sache; jeder muß für sein Pferd sorgen.“

Sokrates. Wenn man dir nun Pferde bringt, die lahm, oder steif, oder schwach auf den Füssen, die schlecht bei Leibe sind, so daß sie nicht folgen können, oder so unbändig, daß sie nicht Reih und Glied halten, oder die hinten und vorn ausschlagen, daß es unmöglich ist sie zu regieren, was wird dir da bei-

ne Cavallerie helfen, wie wirst du, ihr Anführer, dem Staat etwas nüzzen?

»Sehr richtig, was du sagt, und ich will, wo möglich, auf die Pferde mein Augenmerk richten.«

Sokrates. Ferner die Reuter, wirst du auf deren Verbesserung nicht auch denken?

»O ja.«

Sokrates. Die wirst du vor allen Dingen üben, daß sie recht fertig aufsizzen. Nicht?

» Nothwendig, denn in dem Fall wird sich einer, der vom Pferde fällt, sehr gut helfen können.«

Sokrates. Ferner: gesezt du müstest schlagen, würdest du erst den Feinden in ein sandiges Terrain, wo ihr gewöhnlich reutet, zu kommen befehlen, oder deine Uebungen nicht lieber in solchen Gegenden anstellen, die der Feind bewohnt?

»Lezteres wäre freilich besser.«

Sokrates. Auch wirst du einige Uebung darin anstellen müssen, den Gegner recht oft aus dem Sattel zu werfen?

»Freilich, auch das wäre sehr gut.

Sokrates. Auch den Muth der Leute zu befeuern, und sie gegen den Feind in Hizze zu bringen, und sie überhaupt tapfrer zu machen, auch darauf wirst du denken müssen. Nicht?

»Künftig gewiß, wenns bis izt noch nicht geschehen ist.«

Sokrates. Daß die Reuter auch gut Ordre pariren, hast du auch daran wol gedacht? Denn ohne

das würden die besten Pferde und die tapfersten Reuter nichts nüzzen.

»Sehr richtig. Aber, lieber Sokrates, wie würde man sie am besten dazu bringen?

Sokrates. Nun, das ist dir doch bekandt, daß die Menschen in jeglichem Geschäft denen am liebsten gehorsam sind, die sie für die vorzüglichsten halten? so sind sie in einer Krankheit dem am folgsamsten, den sie für den geschicktesten Arzt, auf einer Seereise dem, den sie für den geschicktesten Steuermann, beim Akkerbau dem, den sie für den geschicktesten Landwirth halten.

»Richtig.

Sokrates. Natürlich werden also bei der Cavallerie die andern dem am liebsten Gehorsam leisten wollen, der am besten seine Obliegenheiten und Pflichten erfüllt.

»Falls ich nun offenbar der Beste unter ihnen wäre, wird das schon hinlänglich seyn, sie zum Gehorsam gegen mich zu verpflichten?

Sokrates. Ja, wenn du überdies sie noch belehrest, daß ihr Gehorsam gegen dich ihnen zum wahren Besten und Frommen gereicht.

»Wie werd' ich sie aber davon belehren?«

Sokrates. Wahrhaftig doch auf eine viel leichtere Art, als wenn es darauf ankäme dich zu belehren, daß das Böse weit besser und erkleklicher wäre, als das Gute.

»Du meinst also, daß ein General der Cavallerie ausser den übrigen Eigenschaften sich auch noch die der Wohlredenheit erwerben müsse.«

Sokrates. Dachtest du denn, man könne General seyn, ohne reden zu dürfen? Fiel dir nicht ein, daß wir alles das, was wir Vortreffliches, zum Leben nüzliches, wissen, eben durch die Sprache gelernt haben*), und daß einer, er mag sonst etwas vorzügliches lernen, was er will, dies eben nur durch die Sprache erlernt, daß eben die besten Lehrer die sind, welche die Sprache am besten in ihrer Gewalt haben, und daß die, welche die vortrefflichsten Kentnisse am besten verstehen, eben mit der grösten Wohlredenheit darüber sprechen? — Oder hast du nicht bedacht, daß wenn ein Chor hier von Athen aus, zum Beispiel nach Delos geschickt wird, kein andres von irgend einem Orte her dem unsrigen gleichkömt, und sonst nirgends eine solche Anzahl der vortrefflichsten Leute zusammengebracht werden kann?

»Richtig.«

Sokrates. Nun aber zeichnen sich die Athenienser vor den übrigen weder durch ihre gute Stimme, noch durch den grossen und starken Cörperbau so aus, als durch ihre Ehrbegierde, die sie vorzüglich zu schönen und ehrenvollen Thaten anreizt.

»Auch das ist wahr.«

Sokrates. Glaubst du nun nicht, daß wenn sich hier jemand unsrer Cavallerie annähme, auch diese

*). νομῳ halt ich mit Ernesti für überflüssig; ich kann mich auch nicht mit H. P. Zeune überzeugen, daß es wegen des folgenden εἰ τι ἄλλο κ. μ. nöthig seyn solte, denn dies macht vielmehr den Gegensatz von κάλλιστα δι' ὧν ζῆν ἐπιστάμεθα.

die übrigen in den Waffen und Pferden, in der guten Disciplin und in der Tapferkeit beim Angriff gegen die Feinde übertreffen müsten, vorausgesezt, daß sie überzeugt wären, sie würden dadurch Lob und Ehre erringen.

»Natürlich«

Sokrates. Also nur nicht gezögert, und suche deine Leute dahin zu bringen, das bringt dir Vortheil, und durch dich auch den übrigen Bürgern.

»So will ich denn auch mit Ernst Hand an das Werk legen!« —

4.

Einst sah Sokrates den Nikomachides von der Feldherrnwahl zurükkommen, den fragt' er:

Was sind denn für Feldherrn gewählt worden, Nikomachides?

Nikomachides. Sind nicht die Athener so? Mich haben sie nicht gewählt, und doch hab ich mich, seit ich Soldat bin als Lochage, als Taxiarch aufgeopfert wie meine Wunden beweisen. (Bei diesen Worten machte er sich blos, und wies auf seine Narben.) Dafür haben sie den Antisthenes gewählt, einen Mann, der nie zu Fuß gedient, und als Reuter nichts hervorstechendes gethan hat, und der sich auf weiter nichts versteht als nur Geld zu sammeln.

Sokrates. Je, das ist ja gut, er wird also im Stande seyn, den Soldaten ihre Bedürfnisse zu verschaffen.

Nikomachides. Geld sammeln können Kaufleute

auch, ohne daß sie deswegen grade zu Feldherrn geschickt sind.

Sokrates. Aber Antisthenes ist doch ein Mann, der nie gern der zweite ist; eine einem Feldherrn nöthige Eigenschaft. Weißt du wol, so oft er auf seine Kosten ein öffentliches Drama gab, so that ers darin allen andern zuvor.

Nikomachides. Kann seyn, aber ein Drama zu geben und eine Armee anzuführen, das ist zweierlei.

Sokrates. Wenn gleich Antisthenes sich nicht auf Musik und auf das Abrichten der Sänger verstand, so war er doch darin stark, die besten Leute in jedem Fach aufzufinden.

Nikomachides. (ironisch) Nun das kann er ja als Feldherr auch, da wird er welche finden, die für ihn die Armee stellen, andre die für ihn fechten.

Sokrates. Wenn er, so wie beim Drama, auch im Kriege die besten herausfindet und wählt, so wird er natürlich auch damit Ehre einlegen; und wahrscheinlich wird er noch bereitwilliger Aufwand machen dem Staat durch den Sieg über die Feinde Ehre zu erwerben, als seiner Tribus durch die Sänger.

Nikomachides. Du meinst also, Ein Mann könne zugleich ein Drama veranstalten, und einen Feldherrn abgeben.

Sokrates. Ja, das mein ich. Es stehe einer einem Dinge vor, welchem er wolle, wenn er weiß, was dazu gehört, und alles anzuschaffen im Stande ist, so macht er den Ersten überall gut, seys

beim Drama, seys im Hauswesen, im Staat oder bei der Armee.

Nikomachides. Nun das ist wahr, nimmermehr hätt' ich das von dir zu hören geglaubt, daß gute Oekonomen auch gute Feldherrn seyn könten.

Sokrates. So laß uns denn einmal beider Geschäfte näher untersuchen, um zu sehen, ob sie zusammen treffen, oder ob sie verschieden sind.

Nikomachides. Sehr gern.

Sokrates. Ists nicht beider Geschäft, sich ihre Untergebenen folgsam und gehorchsam zu machen?

Nikomachides. Allerdings.

Sokrates. Nicht jedem seinen ihm gehörigen Posten anzuweisen?

Nikomachides. Auch das.

Sokrates. Die Schlechten zu bestrafen, die Guten zu ehren, auch darin, dünkt mich, treffen beide zusammen.

Nikomachides. Sehr.

Sokrates. Ists nicht beiden rathsam, in ihren Untergebenen gute Gesinnungen gegen sich zu erwekken.

Nikomachides. Allerdings.

Sokrates. Meinst du nicht auch, beide müssen sich Freunde und Gehülfen anschaffen, oder denkst du das Gegentheil?

Nikomachides. Bewahre.

Sokrates. Müssen nicht auch beide das Ihrige zu Rathe halten?

Nikomachides. Freilich.

Sokrates. Auch sorgfältig und thätig müssen beide in ihren Geschäften seyn.

Nikomachides. Ja in allem diesem sind sie einander gleich, aber das Streiten, das ist doch nicht beider Sache.

Sokrates. Aber ihre Gegner haben doch beide?

Nikomachides. Das freilich wol.

Sokrates. Es würde also wol für beide vortheilhaft seyn, sie zu überwinden?

Nikomachides. O ja. Aber laß das, und sage: wenns zum Streit gehet, was hilft da alle Oekonomie?

Sokrates. Eben da sehr viel. Denn ein guter Oekonom, der da weiß, daß nichts so nüzlich und vortheilhaft ist als die Feinde im Treffen zu schlagen, und nichts so schädlich und nachtheilig als geschlagen zu werden, der wird, was ihm den Sieg befördern kann, mit möglichstem Eifer aufsuchen und veranstalten, wird sich sorgfältig vorsehen und hüten vor dem, was ihm Verlust drohet, und nur dann wird er sich muthig in den Streit wagen, wenn er sieht, daß seine Vorbereitungen ihm den Sieg vergewissern; ist er aber unvorbereitet so wird er sich wol hüten. Blick auf Oekonomen nicht so verächtlich herab, Nikomachides, denn die Sorge für Privatangelegenheiten ist von der für die öffentlichen blos in der Größe unterschieden, das übrige ist gleich. Das wichtigste ist, zu beiden werden Menschen erfordert, und keine andre zu jenen, keine andre zu diesen; denn Staatsverwalter und Oekonomen brauchen dieselben Menschen, und wer sich nur darauf versteht, diese Menschen zu

nuzzen, der kann eigne sowol als öffentliche Angelegenheiten gut verwalten. Wer das nicht kann, der macht Fehler in diesen sowol als in jenen.

5.

Unterredung mit dem Perikles, des berühmten Perikles Sohn.

Sokrates. Ich hoffe, Perikles, wenn du einmal Feldherr seyn wirst, daß Athens Tapferkeit und Kriegsruhm steigen, und es seine Feinde besiegen werde.

Perikles. Ich wünschte deine Hofnungen wären gegründet, Sokrates; bis izt seh ich die Möglichkeit davon nicht ein.

Sokrates. Wollen wir einmal eine Untersuchung anstellen, wie das möglich ist.

Perikles. O ja.

Sokrates. Dir ist doch bekandt, daß die Volksmenge der Athener nicht kleiner ist, als die der Böotier.

Perikles. Das weiß ich.

Sokrates. Denkst du aus Böotien mehr brave und schöne Leute herauszufinden, als aus Athen.

Perikles. Auch darin glaub ich, geben diese jenen nichts nach.

Sokrates. Welche von beiden glaubst du haben beßre Gesinnungen unter einander.

Perikles. Die Athener, denk ich. Denn viele der Böotier, von den Thebanern überlistet, sind gegen einander mit Haß erfüllt. Bei den Athenern seh ich nichts dergleichen.

Sokrates. Richtig, denn sie sind unter allen die, welche Ehre und Vaterland am meisten lieben, das spornt sie, alles für beides zu wagen.

Perikles. In diesem Stück laß ich nichts auf die Athener kommen.

Sokrates. Schönere Thaten ihrer Vorfahren hat auch nicht leicht eine Nation aufzuweisen als die atheniensische. Dieser Gedanke hebt Manchem die Seele, und entflammt ihn zu Tapferkeit und Muth.

Perikles. Alles Wahrheit. Aber du weißt doch, wie seit dem Unglück der Tausend unter dem Tolmidas bey Lebadia und dem bei Delium unter dem Hippokrates der Ruhm der Athener gegen die Böotier gesunken, und der Stolz der Thebaner gegen die Athener gestiegen ist, so daß izt die Böotier, die sonst nicht einmal in ihrem eigenen Gebiet es wagten, sich den Atheniensern ohne Beistand der Lacedämonier oder andrer Völker aus dem Peloponnes entgegen zu stellen, sogar drohen ganz allein in Attika einzufallen, und den Athenern, die ehedem, als sie mit den Böotiern allein zu thun hatten, ganz Böotien plünderten, ist bange, daß diese ihr Gebiet verheeren werden.

Sokrates. Ich sehe, daß sich das so verhält, indessen, denk ich, ist izt der Staat einem guten Feldherrn folgsamer. Denn das Selbstgefühl flößt Sorglosigkeit, Schlaffheit und Widerspenstigkeit ein, Furcht aber macht achtsamer, folgsamer und geschmeidiger. Ein Beweis davon sind die Schiffahrer; so lange keine Gefahr da ist, so sind sie ganz zügellos, fürchten sie aber Sturm oder Seeräuber, so thun sie

nicht nur alles, was ihnen befohlen wird, sondern passen stillschweigend wie die Sänger auf jeden Wink.

Perikles. Wenn sie also izt folgsamer wären, so dächt ich wär es Zeit, davon zu sprechen, wie man ihnen wieder neue Liebe zu ihrer alten Tapferkeit, ihrem ehemaligen Ruhm und guten Zustand einflößte.

Sokrates. Drum, wenn wir zum Beispiel wollten, daß sie sich gewisser Güter, die andre besäßen, zu eigen machen mögten, so würden wir dadurch, daß wir ihnen bewiesen, sie hätten ihren Vorfahren gehört und wären folglich ihr Eigenthum, sie am kräftigsten ermuntern, sie wieder zu erlangen. Da nun unsre Absicht dahingeht, zu machen, daß sie in der Tapferkeit ihren ersten Ruhm suchen, so müste man ihnen zeigen, daß sie von Alters her ihnen erb- und eigenthümlich gehöre, und daß sie, so fern es ihnen nur ein Ernst ist, die mächtigste Nation werden können.

Perikles. Wie aber könte man ihnen das zeigen?

Sokrates. Ich glaube, wenn man sie an ihre ältesten Vorfahren, die uns bekandt sind und von denen sie selbst gehört haben, daß sie vortrefflich waren, erinnerte.

Perikles. Du meinst wol jene Entscheidung des Cekrops beim Wettstreit der Götter.

Sokrates Nein, ich meine die Erziehung und Aufnahme des Erechtheus, und den Krieg der unter ihm gegen die Bewohner des festen Landes, den der unter den Herakliden gegen die Einwohner des Pelopones geführt wurde, alle Kriege unter dem Theseus, in welchen

die Athenienser sich offenbar unter allen Völkern damaliger Zeit am meisten auszeichneten. Wenn du wilst, kanst du sie auch noch daran erinnern, was nachher ihre Enkel, nicht lang vor unsern Zeiten thaten, wie sie theils für sich gegen die Beherrscher von ganz Asien und von Europa bis nach Macedonien hin, welche unter allen ihren Vorfahren die gröste Macht und Truppen gehabt und die grösten Thaten gethan hatten, fochten, theils in Verbindung mit den Peloponnesiern die Alleinherrschaft zu Wasser und zu Lande besassen. Auch diese sollen alle ihre Zeitgenossen weit übertroffen haben.

Perikles. Das sollen sie.

Sokrates. Daher blieben sie, wenn gleich viele Auswanderungen in Griechenland geschahen, stets in ihrem Lande. Viele, die Streitigkeiten hatten, überließen ihnen die Entscheidung, und von Mächtigern verfolgte suchten bei ihnen Schutz.

Perikles. Drum wundr' ich mich, daß dieser Staat sich so verschlimmert hat.

Sokrates. Ich glaube, daß so wie manche andre aus allzugrossem Gefühl, ihrer Macht und Ueberlegenheit schlaff und von ihren Gegnern besiegt werden, eben so die Athener, weil sie immer die ersten waren, sorglos, und eben dadurch schlechter geworden sind.

Perikles. Was würden sie also nun thun müssen, um ihre ehemaligen Vorzüge wieder zu erhalten?

Sokrates. Die Antwort auf diese Frage scheint nicht sehr weit zu liegen. Sie müssen sich nach den guten Eigenschaften ihrer Vorfahren umsehen, und eben

so gut zu werden sich bestreben, dann werden sie es auch werden. Wollen sie das nicht, so mögen sie dem Muster derer nachahmen, die izt den ersten Rang behaupten, und ihr Betragen annehmen, so werden sie eben so gut werden, und noch besser, so fern sie noch strebsamer sind.

Perikles. Du wilst damit sagen, daß der Staat von einem gewissen Grade moralischer Vollkommenheit noch weit entfernt ist. Wenn werden, gleich den Lacedämoniern, die Athener die Alten ehren, welche vielmehr bei ihren eigenen Vätern den Anfang machen das Alter zu verachten? Wenn so ihren Cörper üben, da sie nicht allein ganz sorglos sind in Ansehung der Bildung desselben, sondern auch jeden, der es nicht ist, auslachen? Wenn werden sie ihren Vorgesezten so gehorchen, da sie vielmehr eine Freude drin finden, sie zu verachten? Wenn werden sie so einmüthig werden, da sie, statt einander zu nüzlichen Zwecken die Hand zu reichen, einander beleidigen und beneiden, mehr als jedem andern? Besonders streiten sie sich in ihren öffentlichen und Privatversamlungen, proceßiren mit einander, und wollen lieber einer von dem andern etwas ziehen, als sich förderlich seyn. Die Güter des Staats sehn sie als fremde an, sie zanken sich darüber, und das macht ihnen Freude. Dadurch werden sie endlich ganz dämisch, der Staat leidet darunter, und Haß und Feindschaft nimt unter den Bürgern Oberhand. Ich besorge der Staat wird einmal unter der Größe dieser Uebel ganz erliegen.

Sokrates. Glaube nicht, Perikles, daß die Athener an einer so unheilbaren Krankheit danieder liegen. Siehst du nicht, in welcher guten Ordnung die Flotte ist, wie folgsam sie in den gymnischen Spielen ihren Vorgesezten gehorchen, und bei weitem am aufmerksamsten auf den Wink des Direktors einer musikalischen Gesellschaft passen.

Perikles. Das nimt mich eben Wunder, daß alle diese ihren Vorgesezten folgen, und doch die Soldaten und Reuter, die unter allen Bürgern die moralisch besten seyn solten, die ungehorsamsten sind.

Sokrates. Besteht nicht der Rath im Areopagus aus den bewährtesten Männern?

Perikles. Das ist wahr.

Sokrates. Kenst du welche, die besser oder gesezmäßiger mit mehrerer Würde und Gerechtigkeit die Processe entscheiden und alles übrige verhandeln, als dies Collegium?

Perikles. Man kann ihnen keinen Vorwurf machen.

Sokrates. So muß man auch nicht muthlos werden, als wären die Athener ganz unlenksam.

Perikles. Gleichwol sind sie im Kriege so fahrläßig, wo doch die größte Besonnenheit, Ordnung und Disciplin nöthig wäre.

Sokrates. Vielleicht haben sie da die unwissendsten Befehlshaber. Du siehst ja, daß im Fache der Musik und der Tanzkunst sichs keiner herausnimt, Anführer zu seyn, wenn ers nicht versteht, so wenig wie in der Ring- und Fechtkunst, sondern jeder Vorgesezte kann seinen Meister nennen, wo er gelernt hat;

die meisten Feldherrn hingegen sind pure Naturalisten. Ich will nicht von dir sagen, denn ich glaube, du kanst mir eben so gut sagen, wo du eine Armee kommandiren, als wo du fechten gelernt hast. Ich glaube, daß du noch manchen Kunstgrif aus deines Vaters Erbschaft besitzest, und hie und da einsammelst, wo du etwas einem Feldherrn nüzliches findest. Deine ganze Sorge geht, glaub ich, dahin, daß dir keiner deiner Mängel in diesem Fache entgeht, und daß du, wenn du Lükken findest, geschikte Männer aufsuchst und weder Geschenke noch andere Mittel sparst, um diese Lükken auszufüllen, und gute Gehülfen an ihnen zu haben.

Perikles. Du sagst das, seh ich wol, nicht, weil du wirklich überzeugt bist, als habe ich mich auf alles das gelegt, sondern du wilst mir nur damit die Lehre geben, daß der künftige Feldherr sich auf alles das legen müsse. Und darin geb ich dir Recht.

Sokrates. Du hast doch wol schon bedacht, daß unser Gebiet von hohen Bergen umschanzt ist, die sich bis in Böotien hinein erstrecken, welche den Zugang zu unserm Lande sehr eng und beschwerlich machen, und daß auch in der Mitte desselben steile Berge sind?

Perikles. Ja.

Sokrates. Hast du auch wol gehört, daß die Mysier und Pisidier, die in des Königs Lande die gebirgigten Gegenden inne haben, den ringsumliegenden Gegenden durch ihre Ausfälle sehr vielen Scha-

den thun können, ob sie gleich nur leicht bewafnet sind, und ihre Freiheit stets behaupten?

Perikles. Ja das hab ich gehört.

Sokrates. Glaubst du nun nicht, daß die atheniensischen Jünglinge, wenn sie sich leicht bewafneten, und die sie ringsumschließende Berge besezten, den Feinden sehr gefährlich werden, und eine starke Barriere um ihr Land herum formiren könten?

Perikles. Das, glaub ich, Sokrates, würde keinen großen Nutzen haben.

Sokrates. Versuch das einmal, wenn dirs gefällt, denn falls es glükte, so brächt es dir Ehre und dem Staat Vortheil, gelång es nicht, so wär es dem Staat ohne Schaden, und dir brächt es auch keine Schande.

6.

Glaukon, Aristons Sohn, ein junger Mann von noch nicht zwanzig Jahren, wagte es, öffentlich vor dem Volk aufzutreten und Theil an der Regierung des Staats zu nehmen. Keiner seiner Bekandten und Freunde vermochte ihn von dem Gedanken abzubringen, ob er gleich schon einmal von der Rednerbühne gestoßen und dem Gelächter Preis gegeben worden war. Sokrates, der es gut mit ihm meinte, Charmides Glaukons Sohn und Platons wegen, brachte ihn davon ab.

Einst traf er ihn, und damit er ihm erst Rede gestehen mögte, sagte er: Nun du hast dir vorgenommen ein Staatsmann zu werden?

Glaukon. Ja, Sokrates.

Sokrates. Nun das ist wahr! Ein vortrefflicher Vorsaz, so vortrefflich als es einen geben kann. Denn wenn du es durchsezest, so wirst du jeden deiner Wünsche befriedigen. Du wirst deinen Freunden nüzzen, dein väterliches Haus in Flor bringen, die Grenzen deines Vaterlandes erweitern können, du wirst dir sowol in Athen als auch in ganz Griechenland, vielleicht wol gar, wie Themistokles, unter den Persern einen Namen machen, und überall Jedermans Augen auf dich ziehen.

Dem Glaukon schwoll das Herz bei dieser Rede, und hielt Stand.

Sokrates. (nach einer Pause). Das gestehst du doch ein, daß, wenn du vom Staat geehret seyn wilst, du ihm nüzen müssest.

Glaukon. Ei allerdings sehr!

Sokrates. So beschwör ich dich, halt damit nicht hinterm Berge, sondern sage mir, womit du den Anfang machen wilst, dem Staat zu nüzzen?

Glaukon schweigt, auf eine schikliche Antwort sinnend.

Sokrates. Wenn du das Hauswesen eines deiner Freunde in guten Stand sezzen woltest, so müstest du suchen ihn reicher zu machen, und auf eben die Art würdest du den Staat erst bereichern müssen.

Glaukon. Ja freilich.

Sokrates. Und reicher würd' er werden, wenn sich seine Einkünfte vergrößerten?

Glaukon. Natürlich.

Sokrates. So sage mir denn, woher der Staat izt seine Einkünfte hat, und wie viel es deren giebt? Wahrscheinlich hast du darüber nachgedacht, damit du, wenn einige herunter gekommen sind, ihnen wieder aufhelfest, oder andere gar versiegt sind, sie wieder in Gang bringst.

Glaukon. Daran hab ich warlich noch nicht gedacht.

Sokrates. Wenn du das aus der Acht gelassen hast, so sag mir doch die Staatsausgaben; denn offenbar denkst du doch daran, die überflüßigen zu mindern.

Glaukon. Dazu hab ich wahrhaftig auch noch nicht Zeit gehabt.

Sokrates. Also den Staat zu bereichern, das müssen wir vor der Hand aufgeben, denn wie ist das möglich, ohne Kentniß von seinen Einnahmen und Ausgaben zu haben.

Glaukon. Ja, Sokrates, man kann ja den Staat auch von Feinden bereichern.

Sokrates. Zugestanden, wenn man den Feind besiegt; solte man aber unterliegen, so mögte man auch das Seinige zusetzen.

Glaukon. Wol wahr.

Sokrates. Und denn muß auch der, der zu einem Krieg gegen eine Nation rathen will, die innere Stärke des Staats und die der Feinde kennen, damit er, falls er stärker ist, als jene, zurathen, falls er aber schwächer ist, ihn warnen kann, auf seiner Hut zu seyn.

Glaukon. Sehr richtig.

Sokrates. Drum sage mir, wie stark die Macht des Staats sowol, als der Feinde zu Wasser und zu Lande ist.

Glaukon. Das kann ich dir wahrhaftig so aus dem Kopf nicht sagen.

Sokrates. Wenn du es schriftlich hast, so hol es doch, ich mögt es gar zu gern hören.

Glaukon. Ach geschrieben hab ich es auch nicht.

Sokrates. An einen Krieg ist also vor der Hand auch nicht zu denken. Vielleicht hast du auch wegen des großen Umfangs dieser Sache, und weil du ohnehin noch ein Neuling bist, darüber noch keine Untersuchungen angestellt. Aber das weiß ich, daß du über die Beschützung des Landes nachgedacht hast, und du kanst mir gewiß sagen, wie viel Mann zur Bedekkung nöthig sind, oder nicht, und daß du rathen wirst, die nöthigen zu verstärken, und die überflüßigen zu vermindern.

Glaukon. Ich schaffte sie bei meiner Ehre alle weg, weil sie so beschützen, daß sie vielmehr die Früchte des Landes verderben.

Sokrates. Gesezt aber, es wolte sie einer wegschaffen, glaubst du wol, daß nun jeder die Früchte nehmen würde, wems einfiele? Hast du aber in eigener Person die Sache untersucht, oder woher weißt du es, daß sie schlechte Wache halten?

Glaukon. Ich vermuthe es.

Sokrates. Wir wollen also unsere Räsonnements so lange aufschieben, bis wir sie nicht auf Vermu-

thungen sondern auf eigene Ueberzeugung gründen können.

Glaukon. Das wär auch wol besser.

Sokrates. In die Bergwerke bist du, das weiß ich, auch nie gekommen, daß du mir sagen köntest, weswegen sie izt weniger Ausbeute geben, als ehedem.

Glaukon. Ich bin nie da gewesen.

Sokrates. Die Luft soll auch da so ungesund seyn, daß du dich nur damit entschuldigen kanst, falls einmal die Rede davon seyn solte.

Glaukon. Du wilst dich lustig über mich machen. *)

Sokrates. Aber darüber, weiß ich, hast du nachgedacht, wie lange das Getraide, welches im Lande gewonnen wird, zur Erhaltung des Staats vorhält, und wie viel jährlich gebraucht wird. Du must das wissen, um, im Fall eines Mangels, Rath zu ertheilen und dem Staate zu helfen.

Glaukon. Das ist eine weitschichtige Sache, wenn man sich darum bekümmern solte.

Sokrates. Es kann ja aber doch keiner sein eigen Hauswesen gut verwalten, wenn er nicht jede Mängel desselben kent, und ihnen abzuhelfen sucht. Nun besteht aber der Staat aus mehr denn zehntausend Familien, und es ist schwer, für so viele auf einmal zu sorgen; warum suchst du nicht lieber Eins, zum Beispiel das Haus deines Onkels in Flor zu bringen. Da wärs nöthig. Wenn du das köntest, so würdest du's auch bei mehrern können. Da du aber das noch nicht einmal kanst, wie kanst du einen

*) Nach der Lesart σκώπτομαι.

glüklichen Erfolg bei mehrern erwarten. Grade als wenn einer Ein Talent nicht tragen könte, nicht wahr, er müste von mehrern die Hände lassen.

Glaukon. Ja ich wolte wol dem Hauswesen meines Onkels aufhelfen, wenn er mir nur folgte.

Sokrates. Du kanst deinen Onkel nicht bereden, daß er deinem Rath folgt, und du glaubst, alle Athener, deinen Onkel mit eingeschlossen, bereden zu können, dir zu folgen? Hüte dich, Glaukon, daß du dir nicht in deinem Streben nach Ehre das Gegentheil zuziehest. Siehst du nicht, wie mißlich es ist, in Dingen zu reden und zu handeln, wovon man gar nichts versteht. Erinnere dich anderer Beispiele, so viel dir bekandt sind, die in Sachen sprechen und handeln wollen, wovon sie nichts verstehen; gewiß sie alle erndten, statt Lob und Bewundrung, Tadel und Verachtung ein. Dann erinnre dich auch an die, welche, mit Vorerkentnissen ausgerüstet, reden und handeln, du wirst gewiß finden, daß die, deren Handlungen gefallen und bewundert werden, die verständigsten, die hingegen, welche entehrt und verachtet werden, Dummköpfe sind. Wilst du nun ein Gegenstand der Achtung und Bewundrung im Staate werden, so suche dir vor allen Dingen eine hinlängliche Erkentniß von dem Fach zu verschaffen, wo du thätig seyn wilst, und hast du darin eine gewisse Stärke, und machst dich denn an Staatsgeschäfte, dann werd' ich mich nicht wundern, wenn du den Zweck deiner Wünsche erreichst.

7.

Sokrates sahe, daß Charmides Glaukons Sohn ein vortrefflicher in der Staatskunde weit erfahrner Mann war, als die damaligen Staatsmänner, der aber vor dem Volk öffentlich aufzutreten und Staatssachen zu verwalten keine Lust hatte, daher sagt er zu ihm:

Sage mir, Charmides, wenn jemand geschikt wäre, in den griechischen Spielen den Preis zu erkämpfen, und dadurch sowol sich Ehre als seinem Vaterlande in Griechenland Ruhm zu erwerben, und keine Lust dazu hätte, was würdest du von dem Manne denken.

Charmides. Daß er ein Weichling und furchtsamer Mensch wäre.

Sokrates. Und wenn jemand, der die Talente hätte, durch Uebernehmung öffentlicher Geschäfte dem Staat Vortheile und sich Ehre zu erwerben, entzöge sich dem aber, nicht wahr, den würde man natürlich auch für furchtsam halten?

Charmides. Kann seyn. Aber wozu diese Frage an mich?

Sokrates. Weil ich sehe, daß du das Talent und nur keine Lust dazu hast, dich selbst für solche Dinge zu intereßiren, auf die du schon als Mitglied des Staats dein Augenmerk richten soltest.

Charmides. Bei welcher Gelegenheit hast du denn meine Stärke darinnen kennen gelernt, daß du mir diesen Vorwurf machst?

Sokrates. Wenn du mit Staatsleuten zusammen warst; dein Urtheil über vorgelegte Fragen war immer sehr richtig, deine Zurechtweisung bei gemachten Fehlern immer sehr gegründet.

Charmides. Privatim über etwas zu sprechen, und vor einer Menge, das ist zweierlei.

Sokrates. Gleichwol kann der, welcher rechnen kann, nicht schlechter vor einer Menge, als allein vor sich rechnen, und die Virtuosen auf der Cyther sind es nicht weniger vor einer Menge, als vor sich allein.

Charmides. Siehst du nicht, daß die dem Menschen angeborene Schaam und Furcht sich vor einer Menge weit mehr, als privatim äußere.

Sokrates. Darauf wolt ich eben kommen. Also schämst du dich, da du sonst vor den Klügsten nicht erröthest, noch die Mächtigsten fürchtest, vor den Einfältigsten und Schwächsten zu reden? Vor Färbern also, vor Riemern, vor Zimmerleuten, vor Schmieden, vor Landwirthen, vor Kaufleuten oder Krämern auf dem Markt, die darauf denken, wie sie ihre wohlfeil erhandelten Waaren recht theuer wieder los werden, schämst du dich; denn aus diesen und dergleichen Leuten besteht ja die Volksversamlung. Noch mehr. Ist dein Betragen nicht das nemliche, als wenn sich einer der geübtesten vor ganz unwissenden fürchten wolte? Du weigerst dich, da du vor den ersten Männern des Staats, von denen doch einige mit ziemlicher Verachtung auf dich herabblicken, so unbefangen sprichst, und die Redner von Profeßion übertriffst,

vor Leuten, die nie über Staatsangelegenheiten nachgedacht haben, und die dich nicht verachten, zu sprechen, aus Furcht ausgelacht zu werden.

Charmides. Aber weißt du nicht, daß der große Haufe sehr oft die besten Redner auslacht?

Sokrates. Das thun die Vornehmen auch. Darum muß ich mich über dich wundern, daß du ihnen, wenn sie es thun, das Lachen so bald zu legen weißt, und doch mit jenen auf keine Weise fertig werden zu können glaubst. Lieber Freund, lerne dich selbst fühlen, und verfalle nicht in den Fehler der Meisten. Viele vergessen über dem Streben anderer Angelegenheiten zu besorgen, die Pflicht der Selbstprüfung. Sey darin nicht zu bequem, richte dein Augenmerk auf dich, und vernachläßige wo möglich den Staat nicht, aus Liebe zur Ruhe. Denn ist der Staat in guter Verfassung, so gereicht das den Bürgern, deinen Freunden und dir selbst am meisten zum Nutzen und Frommen.

8.

Einst ließ sichs Aristippus einfallen, dem Sokrates eine Falle zu legen, wie dieser ihm gethan hatte *), Sokrates nahm sich aber bei seinen Antworten so, daß seine gegenwärtigen Freunde dadurch zu ihrer Pflicht geleitet wurden, ohne gerade ängstlich den Strikken einer spizfindigen Sophistik auszuweichen.

Aristippus nemlich legte ihm die Frage vor: ob es irgend ein Gut gäbe, um ihm, wenn er zum

*) Buch 2, 1.

Exempel Speise, Trank, Geld, Gesundheit, Stärke oder Muth nennte, beweisen zu können, daß diese Dinge auch zuweilen ein Uebel wären.

Sokrates, welcher wuste, daß wir für jedes, was uns unangenehme Empfindungen macht, ein Stillungsmittel brauchen, schlug bei seinen Antworten den besten Weg ein.

Sokrates. Fragst du mich, was fürs Fieber gut ist?

Aristippus. Nein.

Sokrates. Oder bei Augenkrankheiten?

Aristippus. Auch das nicht.

Sokrates. Oder für den Hunger?

Aristippus. Auch das nicht.

Sokrates. Nun, wenn du denn ein Gut meinst, was zu Nichts gut ist, so sag ich dir, ich kenne so keins, und brauch es auch nicht.

Aristippus fragte von neuem:

Kenst du denn etwas Schönes?

Sokrates. O ja, mancherlei.

Aristippus. Ist denn alles Schöne einander ähnlich?

Sokrates. Manches so unähnlich, als möglich.

Aristippus. Wie kann denn nun das, was dem Schönen unähnlich ist, schön seyn?

Sokrates. Einem schönen Läufer ist doch ein schöner Ringer sehr unähnlich. Ein Schild, der zum Vorhalten sehr schön ist, gleicht doch einem Wurfspieß, den man schnell fortschleudern kann, gar nicht.

Aristippus. Das ist ja dieselbe Antwort, die du

mir gabst, als ich dich fragte, ob du ein Gut kentest.

Sokrates. Du glaubst also, daß etwas Gutes nicht auch zugleich schön sey? Weißt du nicht, daß da, wo eine Sache schön ist, ich auch sagen kann, sie ist gut? So ist zum Beispiel die Tugend nicht zu manchen Sachen nur gut, und zu manchen nur schön. Sodann heißen auch Menschen aus Einem Grunde zu Einem Zweck schön und gut, derselbe Fall ist bei ihren Cörpern, und überhaupt alles, was Menschen gebrauchen, ist da schön und gut zugleich, wo es nuzbar ist.

Aristippus. Ist denn also ein Mistkorb etwas schönes?

Sokrates. Freilich; und ein Schild von Gold kann häßlich seyn, wenn zu seiner Bestimmung der Korb gut, der Schild aber zu der seinigen schlecht gearbeitet ist.

Aristippus. Nach deiner Meinung ist also einerlei Sache schön und häßlich zugleich?

Sokrates. Allerdings, so wie auch gut und schlecht zugleich. Denn oft ist das, was für den Hunger gut ist, im Fieber etwas schlimmes; oft ist etwas gut zum Laufen, und zum Ringen schlecht, und so umgekehrt. Alles ist überhaupt gut und schön, da wo es nüzt, schlecht und häßlich, da wo es schadet.

Unter andern sagte er auch noch, daß schöne Häuser auch zugleich nüzliche wären, und bei dieser Gelegenheit schien er mir manche nüzliche Bemerkung über die Bauart der Häuser überhaupt zu machen. Er sagte:

Nicht wahr, wer ein Haus haben will, wie es sich gehört, muß der nicht auf Annehmlichkeit und Nutzen zugleich sehen?

Da man ihm dies zugestand, fuhr er fort:

Ists nicht angenehm im Sommer ein kühles, und im Winter ein schaures Haus zu haben?

Als man auch das zugestand, sagte er:

Nun aber scheint in die Zimmer der Häuser, die gegen Mittag liegen, die Wintersonne hinein, des Sommers aber geht sie über uns und unser Dach weg, und macht einen Schatten. Ist das gut, so muß man das, was gegen Mittag liegt, höher bauen, damit die Wintersonne hineinfallen kann, und niedriger das, was gegen Mitternacht liegt, damit die kalten Nordwinde es nicht treffen. Mit Einem Wort, das Haus ist ohne Widerrede das angenehmste und schönste, wo man zu jeder Jahrszeit einen angenehmen Zufluchtsort finden, und seine Sachen sicher hinstellen kann. Mahlereien und Farben rauben mehr das Vergnügen, statt uns welches zu verschaffen.

Für Tempel und Altäre, sagte er, wäre das der schiklichste Ort, wo die freieste Aussicht, wo es zugleich aber am wenigsten frequent ist. Es wäre angenehm im Angesicht der Götter zu beten, und reinlich sich ihnen zu nahen.

9.

Einst wurde Sokrates gefragt, ob die Tapferkeit gelehrt werden könne, oder ob sie ein angebornes Talent sey?

Nach meiner Ueberzeugung, gab er zur Antwort, ist Eine Seele von Natur stärker in Ertragung mancher Beschwerden, als die andere, grade so, wie ein Cörper vor dem andern fester ist. Denn ich erblikke unter Leuten, die nach einerlei Gesetzen und Gewohnheiten erzogen sind, einen himmelweiten Unterschied in Ansehung ihres Muths. Ich glaube indessen, daß jede natürliche Anlage durch Unterricht und sorgfältiges Streben zur Tapferkeit ausgebildet werden kann. Denn es ist offenbar, daß die Scythen und Thracier es nicht wagen würden, mit den großen Schilden und Lanzen gegen die Lacedämonier zu streiten; und eben so umgekehrt würden sich die Lacedämonier hüten, gegen die Thracier mit kleinen Schilden und Wurfspießen, oder gegen die Scythen mit Bogen zu Felde zu ziehen. Daraus seh ich, daß Menschen, die ihrer Natur nach sehr von einander verschieden sind, es ebenfalls in andern Dingen sehr weit bringen müssen, folglich müssen alle, mit natürlichen guten oder schlechten Talenten, das, worinnen sie sich auszeichnen wollen, lernen und üben.

Weisheit und Besonnenheit war ihm Eins. Den, der das Schöne und Gute kenne, und einen praktischen Gebrauch davon mache, und dessen Bekandtschaft mit dem was unanständig ist, ihn bestimme, sich davor zu hüten, den nannte er einen weisen, besonnenen Mann. Auf die Frage, ob er die, welche ihre Pflichten wüsten, aber doch das Gegentheil thäten, für weise und enthaltsam hielte? gab er zur Antwort: das sind Thoren und Unenthaltsame. Ich

schließe so: wer unter mehrern Verfahrungsarten die Wahl hat, der wird diejenige anwenden, die ihm die zuträglichste ist, folglich ist der, der nicht recht handelt, weder weise, noch besonnen.

Auch Gerechtigkeit und jede andere Tugend nannte er Weisheit; denn jede gerechte oder aus irgend einer andern Tugend fließende Handlung sey schön und gut. Wer darinnen eine Einsicht habe, gäbe nichts andern den Vorzug; wer sie nicht habe, der könne nicht tugendhaft handeln, sondern mache bei jedem Versuch Fehler. Dieselbe Beschaffenheit hab es auch mit der Weisheit. Da nun alles, was gerecht, schön und gut ist, durch die Tugend bewirkt werde, so folge daraus, daß Gerechtigkeit und jede andere Tugend Weisheit sey.

Wahnsinn sey zwar, sagte er, das Gegentheil von Weisheit, doch hielt er Unwissenheit nicht geradehin für Wahnsinn. Aber wenn jemand sich selber nicht kenne, oder sich einbilde und glaube, das zu wissen, was er wirklich nicht wisse, das gränze sehr nahe an Wahnsinn. Leuten, die darinnen irrten, worinnen die meisten unwissend wären, pflege man keinen Wahnsinn zuzuschreiben, wol aber denen, die in allgemein bekandten Dingen irrten. Wer, zum Exempel, sich so groß zu seyn dünkte, daß er sich bükte, wenn er durch das Stadtthor ginge, oder so stark, daß er Häuser wegzutragen versuchte, oder sonst etwas unternähme, was aller Welt unmöglich ist, den nennte man wahnsinnig. Die, welche in unbedeutenden Dingen irrten, pflege man allgemein

nicht für wahnsinnig zu halten, sondern nur einen beträchtlichen Mangel am Verstande pflege man Wahnsinn zu nennen, etwa so, wie man eine große Lust zu etwas Liebe nennt.

Aus seinen Räsonnements über den Neid ergab sich, daß er eine Art von Traurigkeit sey, nicht über das Unglück seiner Freunde, nicht über das Glück seiner Feinde, sonderu eigentlich ein Mißmuth, wenns unsern Freunden wohl gehe. Da sich einige wunderten, daß man jemanden lieben, und doch sich über sein Wohlergehen betrüben könne, so sagte er: vielen wäre es eigen, Leuten, die in Noth wären, nicht zu entstehen, und Unglüklichen zu helfen, über Glükliche aber sich zu betrüben. Bei einem verständigen Mann sey das der Fall nicht, bei Thoren habe die Leidenschaft die Oberhand.

Einst philosophirte Sokrates über die Natur des Müßiggangs; bei der Gelegenheit sagte er: er fände, die meisten Müßiggänger wären geschäftig; denn auch die Spieler und Lustigmacher thäten etwas, wären deswegen aber doch Mußiiggänger, denn statt jener Beschäftigungen könten sie ja bessere wählen. Von würdigen Beschäftigungen zu unedlern überzugehen hielte zwar keiner für Müßiggang *), aber

*) Beßario, der statt οὐδενα, οὐδενι gelesen zu haben scheint, giebt dieser Stelle noch den erträglichsten Sinn, und ich bin seiner Lesart gefolgt. Mich wundert, daß Herrn Zeune diese Stelle beim Beßario entgangen ist, den er sonst sehr vortrefflich zur Wiederherstellung mancher guten Lesart benuzt hat. Die Ellipsis des ειναι, welches Beßario nach σχολαζειν supplirt, ist nicht ungewönlich.

gleichwol handle der, welcher es thäte, zumal wenn er wichtigere Beschäftigungen habe; daran sehr unrecht.

Könige, sagte er, und Regenten wären grade nicht die, welche ein erbliches Recht an den Scepter hätten, auch nicht die, welche von der Menge oder durch das Loos gewählt wären, auch nicht die, welche durch Gewalt oder List die Regierung erlangt hätten, sondern die, welche die Regierungskunst verständen. Denn sobald jemand zugestände, der Regent habe die Pflicht auf sich, Vorschriften zu machen, der Unterthan aber die zu gehorchen, so zeigte er, daß auf einem Schiffe nur der Schiffarthskundige befehlen, und daß Schiffseigenthümer und alle übrigen jenem gehorchen müsten. Dies müsten beim Akkerbau die Eigenthümer der Aekker, in einer Krankheit die Kranken, bei Leibesübungen diejenigen, welche sich übten, und überhaupt jeder, der etwas besässe, was einer gewissen Aufsicht bedürfe. Glaubten diese Leute selber die Sachen zu verstehen, so bekümmerten sie sich auch selber darum, im Gegentheil folgten sie jener ihrem Rathe, nicht allein, wenn sie da wären, sondern ließen sie auch wol holen, wenn sie nicht da wären, um nur auf ihren Rath das zu thun, was gethan werden müsse.

Auch in Wollarbeiten müsten sich die Männer nach den Vorschriften der Frauen richten, weil diese die Sache verständen, jene aber nicht. Jemand wolte dagegen einwenden, daß es doch einem König erlaubt sey, einem guten Rath nicht zu folgen; hierauf er-

wiederte er: wie solte das erlaubt seyn, da doch Strafe darauf steht, wenn jemand einem guten Rath kein Gehör giebt. In jedem Fall, wo ein guter Rath kein Gehör findet, da wird gefehlt, und jeder Fehler ist auch zugleich von schlimmen Folgen begleitet. Ein anderer wolte sagen, der Tyrann dürfe sogar einen klugen Mann hinrichten lassen; hierauf gab er zur Antwort: du denkst also, daß der, welcher die Mächtigsten seiner Bundesgenossen tödtet, entweder ohne Strafe davon kommen, oder nur ganz gelinde Strafe leiden werde? Was berechtigt ihn denn, seine Erhaltung eher zu hoffen, als seinen schnellen Untergang?

Als ihn jemand fragte, was er für die vorzüglichste Bemühung eines Mannes hielte, so war die Antwort: Das Bestreben nach einem glüklichen Zustand. Jener fragte von neuem: ob er denn das Glück für eine Beschäftigung hielte? Nein sagte er, ich glaube vielmehr, Glück und Bestreben nach Glück sind einander grade entgegen. Wenn jemand ohne sein Zuthun etwas, was er braucht, erhält, so ist das Glück; wenn aber einer eine erlangte Kentniß stets auf die beste Art praktisch anwendet, das halt ich für Bestreben nach Glück *). Beim Ackerbau

*) Gegenwärtiger Diskour wird dem blos deutschen Leser etwas absurdes haben, im Griechischen ist alles zusammenhängend. Der Punkt, um den sich das Gespräch drehet, sind die beiden Wörter ευπραξια und ευτυχια. Jenes habe ich durch Bestreben nach einem glüklichen Zustand übersezt, dieses durch Glück. Jenes hieß auch Glück, und in diesem Sinn nahm es der Frager. Daher sein Befremden, daß Sokrates Glück für eine Be-

halt ich die für die besten und grösten Lieblinge der Gottheit, welche ihren Akkerbau zwekmäßig treiben, und eben so in der Arzneykunst und Staatsverwaltung. Wer aber nie etwas zwekmässig verrichtet, der ist weder ein nüzliches Mitglied der Gesellschaft, noch ein Liebling der Götter.

10.

Auch den Künstlern, und solchen, die mit Ausübung ihrer Kunst ihren Unterhalt erwerben, ward er durch seine Unterredungen nüzlich.

Einst besuchte er den Mahler Parrhasius, und es entspann sich zwischen ihnen folgendes Gespräch:

Sokrates. Nicht wahr, Parrhasius, die Mahlerei ist eine Nachbildung sichtbarer Dinge? Ihr Mahler ahmt also der Natur nach, indem ihr die Vertiefungen und das Erhabne, Licht und Schatten, das Harte und Weiche, das Rauhe und Glatte, das Neue und Alte an den Cörpern mit Hülfe der Farben darstellt?

Parrhasius. Richtig.

Sokrates. Weil man nun nicht leicht auf eine Menschenfigur stößt, die ganz fehlerfrei wäre, so sam-

schäftigung ausgebe. Sokrates distinguirt nun beides, was sehr häufig vermischt wurde so, daß dort, bei der ευπραξια, eigne freie Thätigkeit, hier, bei der ευτυχια, das Ohngefähr mitwirke, und er hatte also in so ferne vollkommen Recht, wenn er sagte, daß das Bestreben nach einem steten ununterbrochenen glüklichen Zustand die edelste Beschäftigung eines Mannes sey.

melt ihr, wenn ihr ein Ideal der Schönheit darstellen wolt, von Mehreren die schönsten Züge, und bildet daraus ein schönes Ganze.

Parrhasius. Ja, so machen wir es.

Sokrates. Wie aber, könt ihr auch das Einnehmende, Reizende, Freundliche, das Einladende, und Liebevolle in dem Charakter ausdrükken, oder ist das nicht möglich?

Parrhasius. Wie solt' es das, da es weder Ebenmaaß, noch Farbe, noch sonst etwas von den vorhergenanten körperlichen Eigenschaften hat, und überhaupt gar nicht sichtbar ist?

Sokrates. Aber es ist doch wol öfters der Fall, daß ein Mensch freundlich oder böse aussieht?

Parrhasius. O ja.

Sokrates. Solte das nicht in den Augen ausgedrükt werden können?

Parrhasius. Das kann es.

Sokrates. Bei dem Angenehmen oder Unangenehmen unsrer Freunde ist da unsre Miene immer dieselbe?

Parrhasius. Nein, denn bei dem Angenehmen ist sie heiter, beim Unangenehmen traurig.

Sokrates. Ist es wol möglich, das auszudrükken?

Parrhasius. O ja.

Sokrates. Nun drückt sich aber auch das Edle und Freie, das Niedrige und Sklavische, das Züchtige und Besonnene, das Schamlose und Zügellose im Gesicht, Gesten, Stellung und Gange aus.

Parrhasius. Sehr wahr.

Sokrates. Ist das auch nicht auszudrükken?

Parrhasius. O ja.

Sokrates. Was glaubst du wol, sieht man lieber, die Gestalten, die einen schönen, guten, liebenswürdigen, oder die, welche einen häßlichen, schlechten und abscheulichen Charakter verrathen.

Parrhasius. Allerdings ein grosser Unterschied. — — —

Bey einem Besuch, den Sokrates dem Bildhauer Kliton machte, fiel folgende Unterredung vor:

Sokrates. Ich sehe, und weiß es sonst auch schon, daß du Figuren im Laufen, Ringen, Fechten und allen möglichen Gattungen körperlicher Uebungen bildest nur wünscht ich zu wissen, wie du ihnen das Leben giebst, was vorzüglich dem Auge schmeichelt.

Kliton schweigt über eine Antwort verlegen.

Sokrates. Nicht so, du belebst deine Figuren um so mehr, je wahrer du sie den wirklich Lebenden nachbildest?

Kliton. Ja.

Sokrates. Indem du also bei der Darstellung der Gesten das Nieder- oder Aufbewegen der Glieder, das Gepreßte oder Ausgedehnte, das Gespannte oder Schlaffe derselben nachbildest, so machst du, daß deine Figuren um so wahrer und täuschender werden. Nicht?

Kliton. Richtig.

Sokrates. Auch der Ausdruk der Leidenschaften

bei handelnden Personen, macht der nicht jedem, der es sieht, ein gewisses Vergnügen?

Kliton. Natürlich.

Sokrates. Muß das Auge des Streiters nicht drohend seyn, muß im Auge des Siegers die Freude nicht glänzen?

Kliton. Ja, sehr.

Sokrates. Mithin muß der Bildhauer seiner Cörperfigur auch die inneren Bewegungen der Seele aufdrükken.

Einst kam Sokrates in die Werkstatt des Harnischmachers Pistias, der ihm einige schön gearbeitete Harnische vorzeigte.

Bei der Juno, fieng Sokrates an, eine herrliche Erfindung, daß der Harnisch diejenigen Glieder des Menschen, die einer Bedekkung bedürfen, dekt, ohne den Gebrauch der Hände zu hindern. Aber sage mir Pistias, warum du deine Harnische, die du doch weder stärker, noch aus einer besseren Materie verfertigst, als andere, gleichwol theurer verkaufst?

Pistias. Weil ich ihnen mehr Proportion gebe.

Sokrates. Sezzest du denn die Proportion in Maaß und Gewicht, und taxirst du sie deswegen höher? Denn wahrscheinlich machst du sie doch nicht alle einander gleich, wenn du sie, wie sichs versteht, anpassend machst.

Pistias. Freilich thu ich das. Denn ein Harnisch, der nicht paßt, taugt zu nichts.

Sokrates. Sind denn nicht einige menschliche Cörper proportionirlicher als andre?

Pistias. Allerdings sehr.

Sokrates. Wie kanst du nun aber für einen unproportionirten Cörper einen passenden Harnisch machen, der auch zugleich Proportion hat?

Pistias. Ich mache ihn passend, denn was paßt, hat zugleich Proportion.

Sokrates. Du scheinst mir also das Proportionirte nicht für etwas Absolutes zu halten, sondern für etwas Relatives. So wie wenn du z. E. sagtest, ein Schild sey dem proportionirt, dem er paßt, und eben so von einem Kriegskleide und andern dergleichen. So scheinst du das zu verstehen. — Vielleicht aber findet sich wol noch ein andrer nicht geringer Vortheil bei dem Anpassenden.

Pistias. Nun gut, so mache mich damit bekandt, wenn du ihn weißt.

Sokrates. Passende Harnische drükken mit ihrer Schwere weniger als die Nichtpassenden, von demselben Gewicht. Leztere hangen entweder ganz von den Schultern herab, oder sie drükken irgend einen andern Theil des Cörpers zu sehr, und werden daher schwer und lästig zu tragen. Bei erstern hingegen ist die Last vertheilt, theils auf die Schlüsselbeine, theils auf die Schultern, theils auf die Brust, theils auf den Rükken, theils auf den Unterleib, und sind fast für keine Last, sondern für eine Zugabe zu halten.

Pistias. Das ist es eben, weswegen ich meine Arbeiten höher ins Geld halten. Gleichwol kauft doch wol Mancher lieber einen bunten oder vergoldeten Harnisch.

Sokrates. Und wenn der denn nicht paßt, so

hat er nach meiner Meinung ein buntes und vergoldetes Uebel gekauft. — Aber, da der Cörper nicht immer in derselben Lage bleibt, sondern bald krumm bald grade ist, wie können die knappen Harnische passen?

Pistias. Das ist freilich unmöglich.

Sokrates. Du meinst wol, daß nicht die knappen, sondern die, welche, wenn man sie anhat, nicht lästig sind, eigentlich passen.

Pistias. Richtig, und nun verstehst du mich ganz.

11.

In Athen lebte ein schönes Frauenzimmer, Namens Theodota, welche mit jedem Umgang pflog, der sich bei ihr in Gunst zu sezzen wuste. Einst wurde in einer Gesellschaft ihrer erwähnt, und Einer versicherte, ihre Schönheit gehe über alle Beschreibung; die Mahler besuchten sie auch, um sie zu zeichnen, denen sie sich in allen ihren Reizen zeige.

Je, so müssen wir einmal zu ihr gehen, fing Sokrates an; denn was über alle Beschreibung geht, das muß man sehen.

Nun so komt hurtig, sagte jener.

Die Gesellschaft ging also zu ihr und fand sie, wie sie eben einem Mahler saß. Wie der Mahler fertig war, sagte Sokrates: Freunde, sind wir der Theodota Dank schuldig, daß sie uns ihre Schönheit gezeigt hat, oder sie uns den ihrigen, daß wir sie

haben sehen wollen? Ich denke, wenn es ihr nüzlicher ist, daß sie sich uns gezeigt hat, so ist die Pflicht des Dankes auf ihrer Seite, auf unsrer Seite hingegen, wenn uns das Anschauen nüzlicher gewesen ist.

Sokrates fuhr fort.

Ganz richtig, sagte einer.

Izt schon erndtet sie unser Lob, und wenn wir das weiter verbreiten, so wird ihr das noch grössern Vortheil bringen. Wir sehnen uns nach einem Genuß des Gegenstandes, wir gehn mit Liebe im Herzen von dannen, und wenn wir hinweg sind, so sehnen wir uns zurück. Natürlich sind wir also die Verehrer und sie die Verehrte.

Theodota erwiederte:

Wenn das so ist, so ich bin euch freilich Dank für euren Besuch schuldig.

Sokrates warf izt einen Blik auf ihren reichen Puz, auf ihre Mutter, die, ebenfalls sehr nett gekleidet, bei ihr war und nicht gemein bedient wurde, auf die vielen hübschen Sklavinnen, ebenfalls nicht schlecht gekleidet, auf die prächtigen Meublen, und fing an:

Sage mir doch Theodota, hast du etwa ein Landgut?

Theodota. Nein, das hab ich nicht.

Sokrates. Aber doch wol ein Haus, was Miethe trägt?

Theodota. Auch das nicht.

Sokrates. Nun dann doch wol geschikte Sklaven?

Theodota. Auch die nicht.

Sokrates. Aber wovon lebst du denn nun?

Theodota. Je, wenn ich irgend einen Freund bekomme, der mir gewogen ist, der unterhält mich auch.

Sokrates. Bei der Juno, ein herrliches Kapital! Eine Heerde Freunde ist allerdings einträglicher, als eine Heerde Schafe, Kühe oder Ziegen. Aber überlässest du es dem Zufall, ob dir ein Freund, wie die Fliege dem Nezze der Spinne, zufliegt, oder brauchst du künstliche Mittel?

Theodota. Wie könt ich dazu wol Mittel finden?

Sokrates. Gewiß mit weniger Mühe, als die Spinnen. Du weißt ja, wie die sich ihren Unterhalt verschaffen. Sie weben ein dünnes Netz, und was dahinein fällt, das fressen sie.

Theodota. Ich soll also nach deiner Meinung auch ein dergleichen Garn weben?

Sokrates. Du solst allerdings die Jagd auf das beste Wildbret, die Jagd auf Freunde, für keine Sache halten, wozu es gar keine Kunst bedürfte. Du siehst ja, was die Jäger für Kunst anwenden, um nur einen Hasen zu fangen, der doch weit weniger kostbar ist. Weil diese meist des Nachts ausgehen, so schaffen sich die Jäger Hunde an, die sie des Nachts brauchen können, und jagen sie damit Weil sie am Tage sich wieder zurückziehen; so haben sie wieder andre, die, sobald sie von der Weide in ihr Lager zurück sind, die Lagerspur verfolgen, und sie so auffinden. Weil sie nun überdies noch sehr schnell sind, so haben sie auch noch Windhunde, die ihnen auf den Fuß nachlaufen; und weil endlich doch manche entwischen, so stellen sie Nezze auf die Wege, wo sie

ihren Wechsel haben, um sie darin zu verwikkeln, und zu fangen.

Theodota. Welches von diesen Mitteln solt' ich nun auf meiner Freundejagd gebrauchen?

Sokrates. Du must statt des Hundes dir jemanden halten, der dir Liebhaber hübscher Frauenzimmer, die zugleich reich seyn müssen, aufspürt, und dann in deine Nezze treibt.

Theodota. Was wären das aber für welche?

Sokrates. Eins, das sehr gut fängt, ist dein Cörper, und in ihm eine Seele, die dich unterrichtet, theils jemanden auf eine einladende Art anzublikken, theils ihm schmeichelhafte Sachen zu sagen, wie du deinen Anbeter gefälligst aufnehmen, den, der wenig Aufmerksamkeit für dich hat, abweisen, wie du deinen kranken Liebhaber recht häufig besuchen, mit einem andern, wenn er etwas Edles gethan hat, dich darüber freuen, und deinen eifrigen Verehrer mit voller Seele dich dankbar beweisen solst. Ich weiß dein Kuß ist sanft und liebevoll, und du wirst nicht mit Worten, sondern auch mit Handlungen dir die schäzbarsten Freunde erwerben.

Theodota. Auf dergleichen Kunstgriffe habe ich warlich noch nicht gedacht.

Sokrates. Der eigentliche Charakter Jemandes bestimt auch noch die Art, wie man ihn sich zum Freunde machen müsse. Mit Gewalt mögte man keinen dazu vermögen und fesseln. Diese Art von Wildbret fängt und fesselt man am leichtesten durch Ge-

fälligkeiten, und durch das Bestreben ihm angenehme Empfindungen zu verschaffen.

Theodota. Richtig.

Sokrates. Erstlich must du deine Anbeter um nichts bitten, das zu gewähren, ihnen sehr lästig ist; dann sey dein Bestreben dasselbe zu erwiedern: dies ist der sicherste Weg zum Erwerb deiner Freunde, zur Dauer ihrer Liebe und zum Genuß ihrer Wohlthaten. Die gröste Gefälligkeit ist, wenn du aufmerksam auf ihr Bedürfniß bist und ihnen dann gewährest, was — du weißt. Die delikatesten Speisen weißt du, sind unangenehm, wenn sie einem gereicht werden, bevor man Appetit hat, und wenn man satt ist, so erregen sie wol gar Ekel. Reicht einem aber Jemand etwas, nachdem er zuvor Eßlust erregt hat, dann mag es noch so schlecht seyn, es schmekt herrlich.

Theodota. Aber wie mach' ich nun die Lust zum Genuß bei ihnen rege?

Sokrates. Erstlich dadurch, daß du ihnen nichts anbietest oder sie an nichts erinnerst, bis ihr satter Zustand ein wenig nachläßt, und sie neues Bedürfniß fühlen. Dann, wenn du merkst, daß es sich einstellt, sie auf eine feine Art im Gespräch dahin lenkst und thust, als woltest du ihre Bitte gewähren, dann wieder dich plözlich entfernst, bis ihre Begierde den höchsten Grad erreicht hat. Geschenke bekommen auf die Art einen höhern Werth, als wenn man sie giebt, bevor sie gefordert werden.

Theodota. Nun Sokrates, ich dächte du würdest mein Jagdgenosse nach Freunden.

Sokrates. Das will ich wol, wenn du mich dazu bereden kanst.

Theodota. Wie werd ich das aber machen?

Sokrates. Das magst du selber sehen, im Fall du mich einmal brauchst.

Theodota. So komm denn recht oft zu mir.

Sokrates. Ja, Theodota, ich habe nur nicht oft Zeit. Meine eigenen sowol als meine öffentlichen Geschäfte rauben mir jeden Augenblik. Ich habe auch schon einige Freundinnen, die mich Tag und Nacht nicht von sich lassen, die ich Liebestränke machen und Zauberlieder singen lehren muß.

Theodota. Darauf verstehst du dich also?

Sokrates. Was, denkst du denn, ist die Ursache, daß Apollodor und Antisthenes hier nie von meiner Seite, daß Cebes und Simmias von Theben, hierher zu mir kommen. Das geschieht nicht von selbst, dazu gehört mancher Liebestrank, manches Zauberlied, mancher Lokvogel.

Theodota. Je, so leihe mir doch den, daß ich dich damit an mich ziehen kann.

Sokrates. Das will ich eben nicht, sondern du solst zu mir kommen.

Theodota. Auch das; du must mich nur hübsch aufnehmen.

Sokrates. Herzlich gern, es müste denn eine liebere Freundin schon bei mir seyn.

12.

Epigenes, ein junger Mann, einer von Sokrates Bekandten, war äusserst nachlässig in der Sorge für seinen Leib. Einst sah ihn dieser und sagte:

Du hältst doch recht wenig auf deinen Cörper*), Epigenes.

Epigenes. Bin ich doch auch nur ein ganz gemeiner Mann.

Sokrates. Doch nicht gemeiner, als die, welche in Olympia mit bei den Spielen seyn wollen **). Oder kömt dir ein Gefecht auf Leben und Tod mit den Feinden, das die Athenienser bei Gelegenheit anfangen werden, so unbedeutend vor. Denn nicht wenige kommen eben deswegen im Kriege entweder um, weil ihr Cörper in so schlechtem Zustande ist, oder sie

*) Das Wort dessen Sokrates sich hier bedient, hat eine doppelte Bedeutung; es bedeutet einmal, einen der schlecht gekleidet ist, dann einen, der einen ungesunden, ungeübten, vernachläßigten Cörper hat. In erstrer Bedeutung nahm es Epigenes, wie aus dem Folgenden erhellet, Sokrates meinte das Leztere.

**) Sokrates will, wie man aus dem Folgenden sieht, sagen: Diejenigen, welche sich in den olympischen Spielen zeigen wollen, wenden allen Fleis auf die Cultur ihres Cörpers, um dereinst in diesen Spielen sich mit aller Geschiklichkeit zeigen zu können. Du, der du einst, wie jeder Bürger des Staats, in die Lage kommen kannst, dein Vaterland gegen Feinde zu vertheidigen, wirst also nicht mindere Sorgfalt auf die Bildung deines Cörpers wenden müssen, um dich als einen tapfern und geschikten Krieger zu zeigen.

bringen mit Schande ihr Leben davon. Viele werden eben deswegen lebendig gefangen, und tragen ihr ganzes übriges Leben die drükkendsten Ketten der Sklaverey, oder führen, in die äusserste Noth versezt, dürftig und elend den Rest ihres Lebens, wenn sie für ihre Befreiung über ihr Vermögen bezahlt haben. Viele erwerben sich einen üblen Namen, weil ihr schlecht constituirter Cörper sie zur Furchtsamkeit nöthigte. Machst du dir etwan aus diesen Folgen nichts, und scheinen sie dir erträglich? Ich wenigstens glaube, daß die Beschwerden dessen, der für eine gute körperliche Constitution sorgt, weit erträglicher sind, als die jenes Sorglosen. Denkst du, daß dieses Uebelbefinden gesünder, und überhaupt zuträglicher ist, als das Gutbefinden, oder sind dir die Folgen dieses leztern Zustandes nichts werth? Die, welche für ihren Cörper sorgen, fühlen sich überhaupt ganz anders, als die welche ihn vernachläßigen; sie sind gesund, stark, viele kommen mit Ehren aus dem Kriege zurück, und entgehen manchen Fährlichkeiten, viele helfen ihren Freunden und werden Wohlthäter ihres Vaterlandes, dadurch erwerben sie sich den Dank ihrer Zeitgenossen, man zeichnet sie aus, und traut ihnen die wichtigsten Ehrenstellen an; ihr ganzes übriges Leben ist dann eine Kette der reinsten Freuden, und ihren Kindern hinterlassen sie die Mittel zu einem dauerhaften Glük. Unrecht ist es, daß, weil der Staat eben keine Kriegsübungen anstellt, man es privatim zu thun ganz und gar vernachlässigt. Denn wisse, ein gut geübter Cörper macht uns nicht unfähiger die übri-

gen Geschäfte und Handlungen dieses Lebens zu verrichten *); zu allem, was der Mensch thut, braucht er den Körper, und es komt in allen seinen Verrichtungen sehr drauf an, daß der im besten Stande ist. Selbst bei dem Geschäft des Denkens, wo man glauben solte, daß er am allerwenigsten erforderlich wäre, — wer weiß es nicht, daß mancher eben deswegen schief und unrichtig denkt, weil sein Körper ungesund ist? Vergeßlichkeit, Muthlosigkeit, üble Laune und Raserei, schlüpfen durch den siechen Körper in die Seele, und verdrängen jede Kraft derselben. Davor sind die gesichert, die für ihren Leib Sorge tragen, und sie dürfen keine der übeln Folgen befürchten, die aus einer schlechten Constitution desselben entspringen: denn natürlich schüzt gute Constitution gegen alle Uebel eines siechen Körpers, und welcher vernünftige Mensch solte nicht gern jenen Uebeln entgehen wollen? Schimpflich ist's, wenn einer in Unthätigkeit alt wird, bevor er seinen Körper mit Jugendkraft und Schönheit ausgerüstet gesehn hat. Ein Unthätiger kann den Anblik nie geniessen, denn von selbst kömmt er nicht.

13.

Einst war jemand darüber aufgebracht, daß ihm ein andrer, den er gegrüßt, nicht gedankt hatte.

Es ist lächerlich, fing Sokrates an, daß du nicht böse wirst, wenn du jemanden mit einem häßli-

*) Wenn man ihn auch gleich nicht im Kriege braucht: will Sokrates sagen.

chen Körper begegnest, und doch das dich schmerzt, wenn ein Mensch von ungeschliffener Seele dir aufstößt.

Ein andrer sagte: er habe keinen Appetit zum Essen. Dagegen weiß, erwiederte Sokrates, Akumenus ein probates Mittel. — Was denn für eins; fragte jener.

»Aufhören wenns am besten schmekt. Wer die Regel beobachtet, der lebt am fröhlichsten, wohlfeilsten und gesündesten.«

Ein andrer klagte, das Wasser, welches er trinke, wäre so warm. Je nun, wenn du dich baden wilst, erwiederte Sokrates, denn ists gleich recht. Ja dazu ists zu kalt versezte jener.

Sokrates. Klagen denn deine Leute auch darüber, wenn sie es trinken, oder darinnen baden?

»Bewahre! ich habe mich schon oft gewundert, wie sie's in beiden Fällen so gerne gebrauchen.«

Sokrates. Ist denn das Wasser bei dir wärmer zu trinken, oder das im Tempel des Aeskulap?

»Nein lezteres.«

Sokrates. Nun sieh mal, du bist ja ordentlich eigensinniger, als deine Leute und die Kranken *).

Jemanden, der seinen Sklaven tüchtig prügelte, fragte Sokrates, was er denn so aufgebracht auf ihn wäre? Weil er, erwiederte jener, der gefräßigste und dabei der unnüzeste, der geldgierigste und dabei der faulste Kerl ist. Hast du, versezte Sokrates, wol

*) Die im Tempel des Aeskulaps sich des Wassers zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit bedienten.

schon daran gedacht, wer von euch beiden die mehresten Schläge verdient?

Jemand fürchtete sich vor dem Wege nach Olympia; zu dem sagte Sokrates: Warum graut dir davor? Gehst du nicht zu Hause beynahe den ganzen Tag umher? Auf der Reise dorthin wirst du gehn, und denn zu Mittag essen, dann wieder gehen und zu Abend essen und endlich ausruhen. Nun bedenke, wenn du das, was du zu Hause in fünf sechs Tagen gehst, zusammen nimst, so wirst du damit leicht von Athen nach Olympia kommen. Noch besser ists, wenn du einen Tag früher als später gehst. Es ist unangenehm, sich genöthigt sehn, über Nacht zu laufen, dagegen komts einem sehr zu statten, wenn man einen Tag auf der Reise zu gut hat. Besser ists mit der Abreise als unterwegs zu eilen.

Ein andrer sagte, er wäre von der langen Reise so müde geworden.

Sokrates. Hast du denn was zu tragen gehabt?

» Nichts weiter als meinen Rok. «

Sokrates. Gingst du allein, oder dein Sklav mit dir?

» Der Sklav ging mit «

Sokrates. War er auch ledig, oder trug er etwas?

» Nein, der trug die Matrazzen und anderes Geräth.

Sokrates. Nun, wie ist dem seine Reise bekommen?

»Besser, als mir, scheints.

Sokrates. Wie, wenn du nun jenes Last noch hättest tragen sollen, wie würdest du dich geberdet haben?

»Nicht sonderlich. Ja es würde mir unmöglich gewesen seyn.

Sokrates. Das reimt sich schön, ein freier Mann, der von Jugend auf sich mit Leibesübungen beschäftiget hat, läßt sich darin von einem Sklaven übertreffen! —

14.

Bei einem Pikkenik hatten einige nur ganz kleine Portionen, andre grosse mitgebracht. Sokrates befahl daher seinem Sklaven, die kleinen zum gemeinschaftlichen Genuß entweder aufzusezzen, oder jedem ein Stük davon zu präsentiren. Nun schämten sich die, welche viel mitgebracht hatten, nichts von dem Gemeinschaftlichen zu essen, und musten sich in Ansehung des Ihrigen zu gleicher Höflichkeit verstehen. Das thaten sie auch, und weil sie auf die Art nicht mehr bekamen, als jene, so assen sie auch nicht mehr.

Als er einen von der Gesellschaft bemerkte, der kein Brod zum Fleische aß, so fing er an, da eben die Rede von dem jedem Dinge zukommenden Namen war: Freunde, könnt ihr wol sagen, in welchem Fall ein Mensch ein Fleischfresser heißt? Jeder ißt ja Brod zum Fleisch, wenns da ist, aber deswegen bekömt einer jenen Namen noch nicht.

„Nein, war die Antwort.

Wie wenn nun, fuhr Sokrates fort, einer gleichwol Fleisch ohne Brod ißt, blos zur Lust, nicht wie die Fechter, zur Stärkung, nicht wahr, der ist ein Fleischfresser?

„Nichts anders, als das.

Darauf fing ein andrer an, und sagte:

Wenn aber einer wenig Brod und viel Fleisch dazu ißt?

Sokrates. Auch der muß ein Fleischfresser heissen, und wenn andre Leute die Götter bitten, daß die Früchte gerathen mögen, so muß er um ein gutes Fleischjahr bitten.

Bei diesen Worten des Sokrates merkte der junge Mensch, daß dies auf ihn ging, demohnerachtet fuhr er fort Fleisch zu essen, nahm aber Brod dazu. Wie Sokrates das sahe, so sagte er: gebt doch ein wenig Acht auf ihn, ihr, die ihr da bei ihm sizt, ob er das Brod zum Fleisch oder das Fleisch zum Brode ißt.

Als Sokrates einst einen andern sahe, der auf einem Bissen Stükken von verschiedenen Schüsseln nahm, so sagte er: Solt es wol eine kostbarere, oder die Speisen mehr verderbende Kochkunst geben, als dessen, der viel durch einander mischt, und allerhand Lekkereien auf einmal in den Mund stekt? Wer mehr noch als die Köche durch einander mischt macht sie allerdings kostbarer, wer aber zusammen mischt, was jene, als nicht zusammenpassend, auch nicht untereinander bringen, der handelt gegen die Regel,

falls jene richtige Regeln haben, und vereitelt ihre Kunst. Ist es nicht höchst lächerlich, sich Köche anzuschaffen, die dies am besten verstehn, und doch ohne selbst davon etwas zu verstehn, ihr Machwerk anders machen.

Noch das Nachtheilige begegnet dem, der sich gewöhnt hat vielerlei durch einander zu essen; es wird ihm nirgends etwas recht seyn, wenn nicht viel da ist, und er doch nach dem sich sehnt, woran er gewöhnt ist. Wer aber nur immer einen Bissen von Einer Speise zu nehmen gewohnt ist, genießt auch das Eine, wenn nicht mehr da ist, mit frohem Sinn.

Auch macht' er noch folgende Bemerkung: Die Athenienser hätten in ihrer Sprache ein Wort εὐωχεῖσθαι dies hieße so viel als essen. Die Silbe εὖ (gut) stehe wol deswegen dabei, um zu bezeichnen, daß man nichts geniessen müsse, als was weder der Seele noch dem Cörper schade, noch schwer anzuschaffen sey; zugleich begreife das Wort auch noch einen wolanständigen mäßigen Genuß in sich.

Sokrates

Viertes Buch.

Viertes Buch.

1.

Sokrates war überall und in jeder Rüksicht ein überaus nüzlicher Mann; das muß jedem bei einigem Nachdenken und wenigem Beobachtungsgeist sogleich einleuchten, und folglich war auch nichts nüzlicher, als in seiner Gesellschaft und Umgang sich zu befinden, es mogte seyn, wo und bei welcher Gelegenheit es wolte. Selbst die Beschäftigung mit ihm in seiner Abwesenheit brachte denen, die an seinen Umgang und Unterricht gewöhnt waren, nicht wenig Nutzen. Sein Scherz sowol als sein Ernst, beides nüzte seinen Freunden.

Oft, wenn er sagte, er sey in jemanden verliebt, so sah man es ganz deutlich, daß es eigentlich nicht der schön gebildete Cörper war, der ihn reizte, sondern die zur Tugend gebildete Seele. Er beurtheilte die guten natürlichen Anlagen nach dem Vermögen, das schnell zu fassen, womit einer sich beschäftigte, nach dem Festhalten des Gelernten, nach der Begierde zu solchen Kentnissen, die einen Einfluß auf eine gute Haushaltung, auf gute Verwaltung des Staats, und überhaupt auf das Benehmen gegen Menschen und in menschlichen Angelegenheiten hätten. Dergleichen Leute Wirkungskreis dehne sich, sagte er, ausserdem, daß sie sich selbst glüklicher machten, und ihren Privatzustand verbesserten, auch auf die Beglükkung andrer Menschen und Staaten aus.

Nicht mit jedem ging er denselben Gang, sondern diejenigen, die sich viel natürliche Talente zutrauten, jeden Unterricht aber mit Geringschätzung ansahen, belehrte er, daß eben die besten Talente am meisten bearbeitet werden müsten. Ein Beispiel gab er an den Pferden. Wenn die von der besten Race, die muthigsten und lebhaftesten, von Jugend auf dreßirt würden, so würden sie nüzlich und gut; dreßirte man sie hingegen nicht, so ließen sie sich nur mit Mühe behandeln, und wären unbrauchbar. Derselbe Fall sey mit den Hunden von der schönsten Art, die wachsam und auf die Jagd recht erpicht wären: aus diesen würden die besten und nüzlichsten Jagdhunde, sobald sie gehörig dreßirt würden; unterbliebe das aber, so würden sie unbrauchbar, wütend und unlenksam. Und eben so sey es auch mit den Menschen von den besten natürlichen Anlagen, von stärkster Seele, von gröster Thatkraft in jedem Beginnen; diese würden durch Erziehung und Unterricht über ihre Pflichten die besten und berühmtesten. Mangelhafte Kentnisse hierüber verleiteten oft zu schlechten Handlungen; stolz und heftig in ihren Leidenschaften, wären sie störrisch und unlenksam, und das habe die grösten Uebel zu Folgen.

Solche, die auf ihre Reichthümer sich was einbildeten und keiner Bildung nöthig zu haben glaubten, glaubten, ihre Reichthümer wären hinlänglich jeden ihrer Wünsche zu befriedigen, und ihnen die Achtung anderer zu verschaffen, solche belehrte er, daß es Thorheit sey, sich einzubilden, das Nüzliche

und Schädliche unterscheiden zu können, ohne es gelernt zu haben: es sey folglich auch Thorheit, bei dem Mangel dieser Kentniß zu glauben, man könne nur etwas Nüzliches unternehmen, und wenn man im Vertrauen auf seinen Reichthum allerhand anfinge, was einem nur in den Sinn käme. Einfalt sey es, zu glauben, ohne wirkliche Fertigkeit im Guten sich ein glükliches Leben bereiten, oder durch den Reichthum bei offenbarer Dummheit entweder sich als einen braven Mann geltend machen, oder wenn man das auch nicht sey, doch die Ehre eines solchen einerndten zu können.

2.

Wie Sokrates sich gegen solche nahm, die sich einbildeten, die tiefsten Kentnisse zu besizzen, und auf ihr Wissen stolz waren, davon will ich izt ein Beispiel erzählen.

Er hatte gehört, Euthydem, mit dem Zunamen der Schöne, besäße eine Samlung der besten Dichter und Sophisten, glaube schon deswegen alle seines Alters zu übertreffen, und habe starke Hoffnung, es allen künftig in der Beredsamkeit und Führung der Geschäfte zuvorzuthun; zugleich hatte er bemerkt, daß Euthydem wegen seiner Jugend noch nicht die Volksversamlungen besuche, sondern daß er, wenn er auf dem Forum etwas zu thun hatte, allemal in die Werkstatt eines Riemers ging, und sich da hinsezte; Sokrates ging also auch in Begleitung einiger Freunde dahin.

Das Eine mal wurde von jemand die Frage aufgeworfen: ob Themistokles durch den Umgang mit einem der Philosophen, oder blos durch seine natürlichen Talente ein solcher Mann unter seinen Mitbürgern geworden sey, daß, sobald der Staat einen tüchtigen Mann brauchte, der sogleich auf ihn seine Augen richtete?

Sokrates, um den Euthydem zu körnen, fing hierauf an: Es ist absurd, sich einzubilden, daß es keine Meister in den minder wichtigen Künsten ohne Lehrer gebe; und doch zu glauben, Menschen könten das wichtigste aller Geschäfte, einen Staat zu regieren, von selber erlernen.

Ein andermal war Euthydem wieder zugegen; als Sokrates sahe, daß er die Gesellschaft verlassen wolte, um den Schein zu vermeiden, als bewundre er den Sokrates wegen seiner Weisheit, so sagte dieser: Euthydem, ihr Freunde, wenn er einmal in die männlichen Jahre komt, und man fordert einmal jemanden auf, über eine Staatsangelegenheit zu sprechen, wird gewiß nicht aus der Versamlung gehn, das sieht man aus seinem ganzen Benehmen. Er scheint mir schon auf einen schiklichen Eingang zu seinem Vortrag zu studiren, indem er sich sorgfältig vor allem Anschein, als hab' er jemanden was zu verdanken, hütet. Ohne Zweifel wird der Anfang seiner Rede ohngefähr so lauten:

» Ich, ihr Athener, habe nie einen Lehrer gehabt,
» und ob ich gleich wuste, daß es beredte und ge-
» schikte Männer gäbe, so hab ich doch nie Umgang

» mit ihnen gepflogen, und mich gehütet, daß einer
» mich seine Weisheit lehrte. Im Gegentheil ließ
» ich mich nicht nur von keinem unterrichten; nein
» ich vermied auch jeglichen Schein. Was ich Euch
» also rathen werde, das hab ich aus mir selbst
» ganz allein herausgesponnen. »

Das gemahnt mir eben so, als wenn einer beim Staat um die Erlaubniß, die Arzneikunst ausüben zu dürfen, anhielte, und auf eine ähnliche Art etwa so anfinge.

» Ich habe, ihr Athener, von keinem Menschen
» je die Arzneikunst gelernt, und mich auch nie nach
» einem Lehrer darin umgesehen. Ich habe mich
» sorgfältig in Acht genommen, nicht nur von kei-
» nem Arzt zu lernen, sondern allen Schein vermie-
» den, als hab' ich je etwas davon gelernt. Er-
» theilt mir also die Geschäfte eines Arztes, ich will
» meine Kunst an euch versuchen, und durch Erfah-
» rung lernen. »

Die ganze Gesellschaft fing über diesen Eingang an zu lachen.

Euthydem schien ganz offenbar auf das, was Sokrates sagte, zu hören, sich aber doch sorgfältig in Acht zu nehmen, sich nichts verlauten zu lassen, um, wie er glaubte, durch sein Stillschweigen das Vorurtheil der Klugheit für sich zu erwekken. Um ihm auch dies Stillschweigen zu brechen, fing Sokrates an:

Es ist doch sonderbar; alle die, welche die Cyther oder Flöte, oder Reitkunst, oder sonst etwas derglei-

chen erlernen wollen, suchen je eher je lieber darin, worinnen sie etwas zu leisten gedenken, nicht ihrer eigenen Willkühr, sondern den vollkommensten Meistern zu folgen, indem sie alles thun und ertragen, eingedenk des Grundsatzes, nichts ohne ihren Willen zu thun, in der festen Ueberzeugung, daß sie auf keinem andern Wege etwas beträchtliches leisten würden; gleichwol bilden sich einige von denen, die künftig einmal Volksredner und Staatsmänner werden wollen, ein, diese Vollkommenheit sey sogleich ohne weitere Vorbereitung und Fleiß, ohne fremde Hülfe erworben. Lezteres aber scheint um so schwerer zu seyn, je größer die Anzahl derer ist, die darin Fleiß anwenden, und je wenigere ihren Zweck erreichen; natürlich müssen also die, welche darnach streben, mehr und größern Fleiß anwenden, als jene.

So sprach Sokrates die erste Zeit, und Euthydem spielte dabei eine blos stumme Rolle. Wie jener aber merkte, daß dieser um desto lieber blieb, wenn er sprach, und aufmerksamer zuhörte, so kam er nachher ganz allein in die Werkstatt des Riemers.

Einst, da sich Euthydem zu ihm gesezt hatte, fing er folgendermaßen das Gespräch an:

Sokrates. Sage mir, Euthydem, hast du denn wirklich, wie ich höre, viele Schriften von Männern, die man für Philosophen ausgiebt, gesammelt?

Euthydem. Allerdings, Sokrates, und ich samle noch, bis ich so viel als möglich zusammen habe.

Sokrates. Da muß ich dich in der That hoch-

schätzen, daß du das Einsammeln eines Schatzes der Weisheit dem des Goldes und Silbers vorziehst. Offenbar ist dein Grundsatz der, daß Silber und Gold den Menschen nicht bessern, hingegen die Aussprüche der Philosophen den Menschen mit Tugend bereichern.

Euthydem freute sich darüber, und dachte, Sokrates glaubte ihn auf dem graden Wege zur Weisheit. Sokrates merkte Euthydems Freude über diesen Lobspruch, und fuhr fort.

Sokrates. Worin denkst du dich denn einmal auszuzeichnen, daß du dir so viel Bücher anschafst?

Euthydem schweigt, über eine Antwort verlegen.

Sokrates. Etwa in der Arzneikunde? denn man hat viel Schriften von Aerzten.

Euthydem. Nein, Sokrates.

Sokrates. Oder wilst du ein Baumeister werden? denn auch dazu gehört ein gelehrter Mann.

Euthydem. Nein, auch das nicht.

Sokrates. Oder wilst du ein geschikter Meßkünstler werden, wie Theodor?

Euthydem. Nein, auch kein Meßkünstler.

Sokrates. Oder ein Astronom?

Euthydem. Nein.

Sokrates. Oder ein Rhapsode? denn du solst ja Homers Werke besizzen.

Euthydem. Bei Leibe nicht. Die Rhapsoden, weiß ich zwar, können Homers Gedichte vortrefflich auswendig, aber sie selbst sind herzlich dumm.

Sokrates. Du strebst also wol nach der Vollkommenheit, durch welche die Menschen gute Bürger, Hausväter und geschikte Regenten, und andern sowol als ihnen selbst nüzlich werden.

Euthydem. Richtig, das ist die Vollkommenheit, wornach ich strebe.

Sokrates. Nun das ist die schönste und gröste Kunst. Sie ist die Kunst der Könige, und heist deshalb auch die königliche. Hast du aber auch wol bedacht, ob einer, ohne ein gerechter Mann zu seyn, darin groß werden könne?

Euthydem. O allerdings. Ich glaube sogar, daß einer nicht einmal ein guter Bürger ohne diese Eigenschaft seyn könne.

Sokrates. Und hast du denn darinnen wol schon etwas gethan?

Euthydem. Ich denke wenigstens darin keinem nach zu stehen.

Sokrates. Giebt es denn wol gewisse Arbeiten eines Gerechten, wie z. E. eines Zimmermanns.

Euthydem. O ja!

Sokrates. Solten wol die Gerechten ihre Arbeiten eben so bestimmen können, als die Zimmerleute die ihrigen?

Euthydem. Das solt' ich nicht können? Läßt sich doch das bei den Werken der Ungerechtigkeit thun. Man hört und sieht ja häufig dergleichen alle Tage.

Sokrates. Laß uns einmal, wenn du Lust hast, zwei Rubriken machen, und über die eine ein G, über die andere ein U schreiben. Jenes bedeute Gerech-

tigkeit, dieses Ungerechtigkeit. Die gerechten Handlungen laß uns in die erste, die ungerechten in die zweite Rubrik schreiben.

Euthydem. Wenn du das für nöthig hälst, so mach es einmal so.

Sokrates. (nachdem er die Rubriken gemacht) Findet man unter Menschen wol das Lügen?

Euthydem. O ja!

Sokrates. Wohin werden wir das setzen?

Euthydem. Natürlich unter Ungerechtigkeit.

Sokrates. Auch das Betrügen findet man?

Euthydem. Sehr.

Sokrates. Das setzen wir nun, wohin?

Euthydem. Auch das unter den Artikel Ungerechtigkeit.

Sokrates. Und das Schaden thun?

Euthydem. Eben dahin.

Sokrates. Und einen zum Sklaven machen?

Euthydem. Eben dahin.

Sokrates. Also von dem allem komt nichts unter den Titel Gerechtigkeit?

Euthydem. Das wäre wol widersinnig.

Sokrates. Aber nun den Fall. Gesezt ein Feldherr machte alle Einwohner in einer aufrührerischen und feindlichen Stadt zu Sklaven, werden wir ihn da der Ungerechtigkeit beschuldigen?

Euthydem. Das nicht.

Sokrates. Werden wir nicht sagen, daß er gerecht handle?

Euthydem. Ja.

Sokrates. Ferner. Wenn er sie nun im Kriege betrogen hätte?

Euthydem. Auch das wäre gerecht.

Sokrates. Gesezt aber, er stöhle oder raubte ihre Güter, würde er da nicht gerecht handeln?

Euthydem. Freilich. Vorher aber meint ich, deine Fragen gingen nur auf die Fälle, wenn von Freunden die Rede wäre.

Sokrates. Mithin müste also alles, was wir unter Ungerechtigkeit geschrieben hatten, auch unter Gerechtigkeit geschrieben werden.

Euthydem. Das scheint beinahe.

Sokrates. Das könten wir also wol stehen lassen, und nur noch die Distinktion machen, daß alle diese Handlungen gegen Feinde gerecht, gegen Freunde aber ungerecht wären; denn gegen die muß man doch so aufrichtig als möglich verfahren. Nicht?

Euthydem. Ich dächte ja.

Sokrates. Aber nun. Gesezt ein Feldherr bemerkte, daß seine Soldaten muthlos wären, und er machte ihnen weiß, daß Hülfstruppen im Anmarsch wären, und flößte ihnen durch die Lüge Muth ein, wohin müsten wir den Betrug sezzen?

Euthydem. Nach meinen Gedanken unter die Gerechtigkeit.

Sokrates. Oder gesezt jemand, dessen Sohn Arznei einnehmen müste, sie aber nicht gern einnähme, brächte sie ihm in einer Speise bei, und kurirte ihn also mit dem Betrug, wohin müsten wir den sezzen?

Euthydem. Auch den eben dahin.

Sokrates. Oder wenn jemand, dessen Freund melancholisch wäre, befürchten müste, daß der sich selbst ums Leben brächte, und ihm daher heimlich oder mit Gewalt den Degen, oder anderes tödliches Gewehr nähme, wohin müste man das sezzen?

Euthydem. Ebenfalls auch unter Gerechtigkeit.

Sokrates. Da sagst du ja aber, daß man mit Freunden auch nicht in allen Stükken auf das aufrichtigste verfahren müsse.

Euthydem. Freilich nicht. Doch ich nehme das Gesagte wieder zurück, wenns erlaubt ist.

Sokrates. Das muß dir weit ehr erlaubt seyn, als unrichtig zu distinguiren. Um aber nichts ununtersucht zu lassen, wer ist von zweien, die zum Schaden ihre Freunde betrogen, der Ungerechtere, der, ders mit Willen, oder der, ders ungern gethan hat?

Euthydem. Ich traue meinen eignen Antworten nicht mehr, Sokrates, denn alles das vorhergehende, glaub ich, verhält sich nun ganz anders, als ich damals dachte; inzwischen will ich denn doch sagen, daß derjenige, der mit Willen lügt, ungerechter sey, als der, ders ungern thut.

Sokrates. Was meinst du, giebt es, wie das bei den Sprachen der Fall ist, einen methodischen Unterricht im Gerechten?

Euthydem. Ich solt es denken.

Sokrates. Wer, glaubst du, ist stärker in der Sprache, der, welcher sie mit Fleiß unrecht schreibt und liest, oder der, der es ungern thut?

Euthydem. Ersterer, solt ich meinen, denn der kann ja auch, wenn er will, es recht machen.

Sokrates. Wer also mit Fleiß unrecht schreibt, der versteht die Sprache, wer ungern falsch schreibt, versteht sie nicht?

Euthydem. Wie anders?

Sokrates. Wer mit Fleiß lügt und betrügt, weiß der was gerecht ist, oder der, der es wider Willen thut?

Euthydem. Natürlich, der erste.

Sokrates. Du meinst also, der, welcher die Sprache versteht, wird fester in der Grammatik seyn, als der andere, der sie nicht versteht?

Euthydem. Ja.

Sokrates. Gerechter also auch der, welcher weiß, was Gerechtigkeit ist, als der, welcher es nicht weiß.

Euthydem. Mich dünkt. Ich weiß aber selbst nicht mehr recht, was ich sagen soll.

Sokrates. Und nun. Wenn Jemand mit dem Vorsatz die Wahrheit zu sagen, über Einen Gegenstand nie bei Einer Rede bliebe, sondern z. E. von einem Wege sagte, bald, daß er gegen Morgen, bald gegen Abend ginge, und in Einer Rechnung bald mehr bald weniger herausbrächte, für was würdest du den halten?

Euthydem. Offenbar für einen, der nicht verstünde, was er zu verstehen glaubte.

Sokrates. Kenst du wol welche, die man sklavische Leute nennt?

Euthydem. O ja.

Sokrates. Führen sie den Namen wegen ihrer Kentnisse, oder ihrer Unwissenheit wegen?

Euthydem. Offenbar ihrer Unwissenheit wegen.

Sokrates. Haben sie ihn bekommen, etwa weil sie vom Schmiedehandwerk nichts verstehen?

Euthydem. Deswegen eben nicht.

Sokrates. Oder wegen Unwissenheit im Zimmerhandwerk?

Euthydem. Auch darum nicht.

Sokrates. Oder im Satlerhandwerk?

Euthydem. Keinesweges. Im Gegentheil sind eben jene Leute, die sich auf alles das sehr gut verstehen, Sklaven.

Sokrates. Sie heißen also wol deswegen so, weil sie nicht wissen, was schön, was gut, was gerecht ist?

Euthydem. Mir scheint es so.

Sokrates. Wir müssen uns also wol zusammen nehmen, und uns hüten, daß wir ja nicht zu den Leuten der Art gehören.

Euthydem. Aber bei den Göttern! Sokrates, ich glaubte doch stark in der Philosophie zu seyn, durch welche ich vorzüglich zu einem guten und edlen Mann ausgebildet zu werden gedachte, und nun — wie muß es mich nicht kränken, da ich sehe, daß ich nach so vieler Mühe keine deiner Fragen beantworten konte, die mir doch vorzüglich bekandt seyn musten; ich gleichwol keinen andern Weg weiß, den ich gehen müste, um besser zu werden.

Sokrates. Lieber Euthydem, sage mir, bist du je nach Delphi gekommnen?

Euthydem. Ich bin zweimal da gewesen.

Sokrates. Hast du wol die Aufschrift an dem Tempel gelesen: Erkenne dich selbst!

Euthydem. O ja!

Sokrates. Hat diese Schrift nie deine Aufmerksamkeit an sich gezogen, und hast du nie den Versuch gemacht, dich selber kennen zu lernen?

Euthydem. Warlich nie, denn ich glaubte das hinlänglich, ja kaum irgend etwas anders zu wissen, wenn ich mich selbst nicht kennte.

Sokrates. Nennest du das Selbstkentniß, wenn jemand blos seinen Namen weiß, oder wenn vielmehr er, durch tiefe Untersuchung seiner Selbst, seine Talente in Ansehung seiner Nuzbarkeit für die Welt erforscht, grade so, wie die Roßtäuscher ein Pferd, welches sie kennen lernen wollen, nicht ehr zu kennen glauben, bevor sie nicht gesehen haben, ob es langsam oder unbändig, stark oder schwach, schnell oder schwerfällig, und wie es in allen zu einem nüzlichen Pferde gehörigen oder nicht gehörigen Stükken beschaffen sey?

Euthydem. Mir scheint es auch so, daß der, der seine Kräfte nicht kent, sich selbst nicht kenne.

Sokrates. Ist es nicht auch wahr, daß die Selbstkentniß dem Menschen große Vortheile schaft, daß im Gegentheil die Unbekandtschaft mit sich selbst grossen Schaden verursacht? Wer sich selbst kent, weiß auch, was zu seinem Frommen dient, er weiß zu

bestimmen, was er vermag, oder nicht. Die Ausübung dessen, was in seinen Kräften steht, befriedigt seine Bedürfnisse, und gründet sein Glück, er befaßt sich nicht mit dem, was er nicht versteht, er verfällt nicht in Fehler, und entgeht dem Unglück. Eben dies macht ihn auch geschikt, andere Menschen zu prüfen, die denn in seiner Hand Werkzeuge zur Ausübung des Guten und Abwendung des Bösen werden. Wer sich hingegen selbst nicht kent, wem seine Kräfte unbekandt sind, der kent eben so wenig andere Menschen und menschliche Angelegenheiten, er kent seine Bedürfnisse nicht, er weiß nicht, was er thut, er weiß nicht mit wem er zu thun hat; in allem macht er Fehler, er verfehlt das Gute, wonach er strebte, und geräth in mancherlei unangenehme Lagen. Wer da weiß, was er thut, erreicht seinen Zweck, wird mit Ruhm und Ehren geschmükt, seines Gleichen haben gern mit ihm zu thun, jeder, dem es in Erreichung seines Zweks schief geht, wünscht seinen Rath, jeder wünscht unter ihm zu stehen, jeder hofft jegliches Gute von ihm, und liebt ihn aus diesen Gründen mehr, als jeden andern. Wer hingegen nicht weiß, was er thut, der wählt erstlich schlecht, und zweitens mißglükt ihm jede Unternehmung, er schadet und straft daher nicht nur sich selbst, sondern bringt sich auch in üblen Ruf, macht sich lächerlich und verächtlich, und sein Leben ist eine Reihe von Demüthigungen. Ein Beispiel mögen dir die Staaten geben, die in Unbekandtschaft mit ihren Kräften mit mächtigern Krieg führten, sie wurden theils zerstört, theils der Dienstbarkeit überliefert.

Euthydem. Izt, Sokrates, fängt das Geschäft der Selbsterkentniß an einen überaus großen Werth in meinen Augen zu gewinnen, das versichr' ich dich. Wie ich das Geschäft beginnen müsse, darüber erwart ich izt Belehrung von dir.

Sokrates. Du weißt doch, was gut und böse ist, zu unterscheiden?

Euthydem. Beim Jupiter, wenn ich das auch nicht wissen solte, so wär ich ja schlechter als die Sklaven.

Sokrates. Nun gut, gieb mir also einmal Einiges an.

Euthydem. Das wird nicht schwer seyn. So ist erstlich, glaub ich, Gesundheit ein Gut, und Krankheit ein Uebel; sodann sind die Ursachen dieses beiderseitigen Zustandes, Getränk, Speisen, Diät etwas gutes oder böses, je nachdem sie Gesundheit oder Krankheit bewirken.

Sokrates. Also wäre Gesundheit und Krankheit gut, wenn sie etwas Gutes, böse aber, wenn sie etwas Böses bewirkten?

Euthydem. In welchem Fall könte aber Gesundheit von etwas Gutem, Krankheit aber von etwas Bösem die Ursach werden?

Sokrates. Je, wenn einer, der, weil er gesund ist, an einem ungerechten Kriege oder an einer gefährlichen Seereise Theil nimt, umkömt, und die andern, weil sie krank waren, davon blieben und erhalten wurden.

Euthydem. Da hast du Recht. Aber du siehst

ja, daß Gesunde eben ihrer Gesundheit wegen manches Gute genießen, wovon die Kranken nichts schmekken.

Sokrates. Es folgt aber daraus, daß Dinge, die bald nüzzen, bald schaden, eben so wenig absolut böse als gut sind.

Euthydem. Freilich wol nicht, deinem Räsonnement zu Folge. Aber die Weisheit, o Sokrates, ist doch ein absolutes Gut; denn welcher weise Mann thut wol irgend eine Handlung nicht auf eine bessere Art, als ein unweiser!

Sokrates. Laß dir darauf dienen. Du hast doch wol gehört, daß Dädalus eben wegen seiner Weisheit vom Minos gefangen und genöthigt wurde ihm zu dienen, daß er Vaterland und Freyheit einbüßte, und als er den Versuch machte, mit seinem Sohn zu entrinnen, so verlor er den, sich selbst konte er auch nicht retten, und gerieth abermals in fremden Landen in Sklaverei.

Euthydem. So erzählt man.

Sokrates. Hast du auch wol von den Leiden des Palamedes gehört! Alle Dichter singen von ihm, daß eben seine Weisheit, die ihm Odüsseus beneidete, sein Unglück wurde.

Euthydem. Auch das erzählt man.

Sokrates. Und wie viel mögen wol nicht wegen ihrer Weisheit in die Sklaverei des persischen Königs gerathen seyn?

Euthydem. So scheint denn doch die Glükseligkeit ein Gut in jedem Verhältniß zu seyn.

Sokrates. So fern sie nemlich aus Gütern besteht, die in jedem Verhältniß Güter sind.

Euthydem. Und welches wären denn die Bestandtheile der Glükseligkeit, die nicht überall etwas gutes wären?

Sokrates. O, sie sind es alle. Nur müssen wir nicht Schönheit, oder Stärke, oder Reichthum, oder Ehre, oder sonst dergleichen dazu rechnen.

Euthydem. Die müssen wir aber dazu rechnen, denn wie findet Glükseligkeit ohne sie Statt.

Sokrates. Nun das ist wahr, so gehört zur Glükseligkeit manches, was dem Menschen viel Unangenehmes zufügt. Denn viele werden wegen ihrer Schönheit von rasenden Liebesrittern gemishandelt, viele, die wegen ihrer Stärke sich an Unternehmungen wagen, denen sie nicht gewachsen sind, gerathen in großes Unglück, viele, durch ihren Reichthum stolz gemacht, ziehen sich Nachstellungen zu und kommen um, und endlich haben sich viele durch ihr Ansehen und Macht im Staat die nachtheiligsten Folgen über den Hals geladen.

Euthydem. Nun wenn denn meine Lobrede auf die Glükseligkeit auch nichts gelten soll, so muß ich gestehen, ich weiß nicht, warum ich die Götter bitten soll.

Sokrates. Vielleicht hast du, eben weil du es nur zu gut zu wissen glaubtest, darüber nicht nachgedacht. — Da du künftig einmal einen demokratischen Staat zu regieren dich anschikst, so weißt du vermuthlich, was eine Demokratie ist?

Euthydem. O ja.

Sokrates. Glaubst du, man könne von einer Demokratie einen Begriff haben, ohne zu wissen, was das Volk ist?

Euthydem. Bewahre.

Sokrates. Und was ist denn nach deinen Begriffen das Volk?

Euthydem. Darunter versteh ich die armen Bürger.

Sokrates. Kenst du also die Armen?

Euthydem. Warum nicht?

Sokrates. Du kenst also auch die Reichen?

Euthydem. So gut, wie die Armen.

Sokrates. Wen nennest du denn arm, und wen reich?

Euthydem. Arme, glaub ich, sind die, welche nicht haben, die nöthigen Ausgaben zu bestreiten, Reiche sind die, welche mehr haben, als sie brauchen.

Sokrates. Hast du aber wol bemerkt, daß bei einigen, die blutwenig haben, das wenige nicht nur genug ist, sondern daß sie noch drüber haben, bei andern hingegen der gröste Ueberfluß nicht zureichen will?

Euthydem. O ja. Die Bemerkung war richtig, denn ich kenne sogar einige Könige, die aus Mangel gleich den Dürftigsten, zu Ungerechtigkeiten genöthigt werden.

Sokrates. Und wenn sich das nun so verhält, so müssen wir diese Könige unter die Volksklasse, die

Besitzer von geringem Vermögen aber, wenn sie das Ihrige zu Rathe halten, unter die Reichen setzen?

Euthydem. Meine Dummheit zwingt mich auch das zu bejahen, und ich denke, das klügste wird seyn, zu schweigen, denn ich laufe Gefahr am Ende gar nichts zu wissen.

Muthlos entfernt' er sich mit Verachtung im Herzen gegen sich selbst, in der Ueberzeugung, daß er in der That ein niedriger Mensch sey.

Viele, die Sokrates auf gleiche Weise hatte ablaufen lassen, kamen nie wieder, diese hielt er aber für ganz unverbesserlich. Euthydem aber glaubte, er könne auf keine Weise ein brauchbarer Mann werden, als wenn er recht viel mit Sokrates umginge, er kam ihm auch nie von der Seite, es müste ihn denn was Nothwendiges abgehalten haben. In einigen Neigungen des Sokrates ahmte er ihm auch nach. Wie Sokrates das merkte, so sezte er sich nie so wieder auf ihn, sondern belehrte ihn auf die simpelste und glimpflichste Art, was er ihm zu wissen und zu thun nothwendig und heilsam fand.

3.

Sokrates eilte nicht, seine Schüler fertig im Reden, Handeln, oder Führung gewisser Geschäfte zu machen; vor allen Dingen, glaubte er, sey es nöthig, ihrer Vernunft die gehörige Richtung zu geben. Leute, die alles oben genante könten, ohne vernünftig zu seyn, die hielt er nur für desto unmoralischer und fertiger im Bösen. Vor allen Dingen suchte er

ihre Vernunft in Ansehung der Götter aufzuklären. Es haben andere seine Unterredungen über diesen Gegenstand angehört und sie bekandt gemacht. Ich war zugegen, wie er folgendes Gespräch mit dem Euthydem hielt:

Sokrates. Hast du, Euthydem, wol je darüber nachgedacht, wie sorgfältig die Götter alles zubereitet haben, was die Menschen gebrauchen?

Euthydem. Wahrhaftig nie, Sokrates.

Sokrates. Du weißt doch, daß wir vor allen Dingen des Lichts bedürfen, welches uns die Götter gegeben haben?

Euthydem. Allerdings. Denn hätten wir kein Licht, wir wären wie Blinde, weil unsre Augen nur mit Hülfe des Lichts sehen können.

Sokrates. Und da wir der Ruhe bedürfen, so gaben sie uns die Nacht, die schönste Zeit dazu.

Euthydem. Auch das verdient unsern Dank.

Sokrates. Und da die lichte Sonne die Tagszeiten und alles übrige anzeigt, die Nacht aber, weil sie finster ist, nichts enthüllt, haben sie uns nicht deswegen die Sterne leuchten lassen, die uns die Zeiten der Nacht anzeigen, und bei deren Schimmer wir einize nothwendige Geschäfte verrichten können?

Euthydem. Ja, das ist wahr.

Sokrates. Auch der Mond zeigt uns nicht blos die Theile der Nacht, sondern auch des Monats an.

Euthydem. Freilich.

Sokrates. Und daß sie, da wir der Nahrung bedürfen, uns dieselbe aus der Erde wachsen lassen,

daß sie dazu die schiklichsten Zeiten ausgesucht haben, die uns nicht allein Vieles und Mancherlei zu unsern Bedürfnissen, sondern auch zu unserm Vergnügen verschaffen, was meinst du dazu?

Euthydem. Daß auch das ein großer Beweis ihrer Liebe gegen die Menschen ist.

Sokrates. Daß sie uns ferner das Wasser, eine Sache von so großem Werth, gegeben haben, daß mit Hülfe desselben in der Erde zu jeglicher Jahrszeit alles, was wir zur Nahrung brauchen, wächst und zunimt, daß es selbst einen Theil unsrer Nahrungsmittel abgiebt, und vermischt mit denselben, sie verdaulicher, nüzlicher und wohlschmekkender macht; daß sie, da wir desselben in Menge gebrauchen, auch für einen großen Vorrath gesorgt haben?

Euthydem. Auch das zeugt von einer Vorsehung.

Sokrates. Daß sie uns das Feuer, ein Mittel gegen die Kälte, ein Mittel gegen die Finsterniß, einen Mithelfer bei jeder Kunst, und bei Verfertigung von allerhand brauchbaren Dingen gegeben haben? Denn die Menschen können mit einem Wort nichts, was der Rede Werth wäre, zum Nutzen des Lebens verfertigen, ohne Feuer.

Euthydem. Auch das ist ein Beweis von ihrer außerordentlichen Liebe gegen uns.

Sokrates. Daß durch ihre Mitwirkung die Luft reichlich uns allenthalben umfließt, die nicht allein die Beschützerin und Ernährerin unsers Lebens ist, sondern mit deren Hülfe wir übers Meer dahin schiffen, und bald da, bald dort her Bedürfnisse kommen

lassen, und sie anderswohin versenden, geht das nicht über alle Beschreibung? Daß die Sonne, wenn sie im Winter sich wendet, wieder näher zu uns komt, und einige Früchte zur Reife bringt, andere, deren Zeit vorbei ist, troknet, gleichwol uns nicht zu nahe kömt, sondern sich wieder entfernt, um uns durch so große Wärme nicht schädlich zu werden. Wenn dies geschieht, so weiß sie wieder ihre Gränze am Himmel, wo sie umkehren muß, — denn überschritte sie diese, und entfernte sich etwas weiter, so müsten wir erstarren, — und nähert sich wieder bis auf den Punkt, wo sie uns am wohlthätigsten wird.

Euthydem. Bei Gott, das alles scheint dem Menschen zu Gefallen so eingerichtet zu seyn.

Sokrates. Ferner ist ausgemacht, wir würden weder Hitze noch Frost ertragen können, wenn sie auf einmal kämen, und darum naht und entfernt sich die Sonne so allmählig, so daß wirs gar nicht merken, wenn wir den höchsten Grad von dem einen oder andern erreicht haben.

Euthydem. Ich sinne izt, ob die Götter wol irgend einen andern Zweck gehabt haben könten, als den, für die Menschen zu sorgen? Den einzigen Scrupel machen mir die Thiere, diese nehmen doch an alle dem Theil.

Sokrates. Laß dich das nicht irren, denn es liegt am Tage, auch die Thiere sind um des Menschen willen da, und werden seinetwegen ernährt. Welche Thierart, seyen es Ziegen, Schweine, Pferde, Ochsen, Esel und so weiter, genießt des Guten in dem Maaß,

wie der Mensch. Er hat mehr Vortheile aus dem Thierreiche, als aus dem Pflanzenreiche. Er sättigt und bereichert sich eben so gut aus jenem als aus diesem, und eine große Anzahl von Menschen bedienen sich nicht einmal der Produkte aus der Erde zur Nahrung, sondern leben von Milch, Käse und Fleisch. Alle, welche die nüzlichen Thiere zahm machen und bändigen, brauchen sie zum Kriege, oder bei andern Geschäften zu Gehülfen.

Euthydem. Du hast Recht, denn ich sehe, daß selbst die, welche weit stärker sind, als wir, vom Menschen sich so handhaben lassen, daß der sie brauchen kann, wozu er will.

Sokrates. Auch daß sie, da es so viel und mancherlei Schönes und Nüzliches giebt, dem Menschen für jede Art von Empfindung einen passenden Sinn anerschaffen haben, mittelst welcher wir jedes Gute genießen. Daß sie uns mit Vernunft geboren werden ließen, um über jede unsrer Empfindungen zu räsonniren, und uns deren zu erinnern, und jedes Dinges Gebrauch zu erkennen, um auf mancherlei Entdekkungen zu gerathen, die uns viel Gutes verschaffen, viel Böses aber von uns entfernen können. Daß sie uns eine Sprache gegeben haben, mittelst welcher wir andere etwas Gutes lehren und lernen, Gesetze geben und Staaten regieren.

Euthydem. Es scheint durchaus, daß die Götter recht viel Sorgfalt für die Menschen gehabt haben.

Sokrates. Daß sie ferner, wenn wir unvermögend sind, die Zukunft zu durchschauen, uns auch

darin zur Hand kommen, und mittelst der Weissagungskunst auf vorgelegte Fragen das Schicksal bestimmen, und uns lehren, wie es am besten für uns sey.

Euthydem. Du scheinst, mein Sokrates, ein grösserer Liebling von ihnen zu seyn, als sonst jemand, denn dir sagen sie, ohne daß du sie fragen darfst, was du thun solst oder nicht.

Sokrates. Daß ich die Wahrheit rede, Euthydem, wird auch dir einleuchten, wenn du nicht wartest, bis die Götter leibhaftig erscheinen, sondern blos bei Betrachtung ihrer Werke stehen bleibst, und dir das zum Motif ihrer Anbetung und Verehrung dienen lässest. Bedenke nur, daß die Götter nur auf diese Art sich veroffenbaren. Denn die, welche uns Gutes erweisen, geben uns dasselbe ohne sichtbar zu erscheinen, und der, welcher das Ganze, den Inbegriff alles Schönen und Guten zusammengefügt hat und trägt, es stets unabgenuzt im guten Zustande und unveraltet erhält, daß es schneller als ein Gedanke ohne Fehl nach vorgeschriebenen Gesezzen wirkt, der ist zwar sichtbar in seinen grossen Werken, aber das Innere seiner Werkstätte hat noch niemand durchschauet.

Bemerke auch, daß die allen Menschen sichtbare Sonne doch keinem erlaubt, sie scharf anzusehen, wenn er nicht Gefahr laufen will, sein Gesicht einzubüssen. Auch die Diener der Götter, wirst du finden, sind unsichtbar. Denn der Bliz fährt zwar von oben daher, das ist bekandt, und seinen Gang bezeichnet Verwüstung, aber von wannen er komme, und wohin

er gehe, hat noch keiner gesehen. Auch die Winde sind unsichtbar, ihre Wirkungen aber nicht, und wir fühlen es, wenn sie daher wehen. Auch des Menschen Seele ist ein Theil der Gottheit, wenn irgend etwas es ist. Sie regiert in uns, aber wir sehen sie nicht. Bedenke das, und verachte das Unsichtbare nicht, sondern lerne aus dem, was es wirkt, seine Macht, und ehre die Gottheit.

Euthydem. Gewiß, Sokrates, mir soll die Gottheit auch im geringsten nicht gleichgültig seyn, aber das macht mir Scrupel, kein Mensch kann den Göttern ja würdigen Dank für ihre Wohthaten abstatten.

Sokrates. Laß dich das nicht irren, Euthydem; du weißt ja, der Gott zu Delphi gab auf die Frage, wie man den Göttern danken solte, zur Antwort: zufolge den Gesezzen des Landes. Nun ist das ein allgemeines Gesetz, nach unsern Kräften den Göttern durch Uebung der Religion sich gefällig bezeugen, wie kann aber einer schöner und religiöser die Götter verehren, als wenn er ihren Geboten nachlebt. Aber versteht sichs, daß man jede Kraft in Thätigkeit sezt; wer das thut, der ist ein wahrer Verehrer der Götter. Ohne Verleugnung irgend einer Kraft muß man die Götter verehren, getrost seyn und das gröste Gute von ihnen hoffen. Niemand kann aber von irgend andern mit Grunde das Wichtigste hoffen, als von denen, in deren Händen das Wichtigste steht, und sicher auf keine andre Weise, als wenn er sich ihnen wohlgefällig zu machen sucht. Wohlgefällig macht er sich

ihnen am sichersten dadurch, wenn er ihnen gehorsam ist.

Durch dergleichen Vorträge, verbunden mit eignem Beispiel, machte er seine Freunde religiöser und weiser.

4.

Auch von der Gerechtigkeit verheelte Sokrates seine Grundsäzze nicht, und zeigte sie in seinem Wandel. In seinem Privatleben beobachtete er gegen jeden die Regeln der Pflicht, die den Nuzzen andrer befördern, und als Bürger des Staats oder im Kriege gehorchte er seiner Obrigkeit in allem, was die Gesezze befehlen mit einer Pünktlichkeit, daß er gerade hin für einen der pflichtvollsten Männer anerkandt wurde.

Als er einst die Würde eines Volksvorstehers bekleidete, erlaubte er dem Volke nicht, gegen die Gesezze die Stimmen zu geben, sondern er stellte sich mit den Gesezzen dem Aufbrausen des Volks entgegen, welchem jeder andre, glaub' ich, leichtlich nachgeben haben würde.

Auch da einmal die dreißig Tyrannen ihm etwas gesezwidriges befahlen, war er ungehorsam. Denn als sie ihm untersagt hatten, mit Jünglingen keinen Umgang mehr zu pflegen, ingleichen als sie ihm und einigen andern befahlen, einen Bürger zum Tode zu führen, so war er der einzige, der sich widersezte, weil ihm der Befehl gegen die Gesezze zu streiten schien.

Als Melitus ihn angeklagt hatte, so wolte er, wenn gleich andre vor Gericht den Richtern angenehme Sachen vorsagten, ihnen schmeichelten und sie um etwas baten, was wider die Gesezze lief, und dadurch ihre Lossprechung bewirkten, doch keines dieser Mittel anwenden, sondern lieber, gehorsam den Gesezzen, sterben als, ein Uebertreter derselben leben, da er gewiß seine Lossprechung bewirkt haben würde, wenn er sich nur einigermassen zu jenen Mitteln verstanden hätte.

Mit diesem praktischen Leben stimte auch stets seine Lehre überein. Ich erinnere mich nur folgender Unterredung mit dem Hippias von Elea über diesen Gegenstand. Hippias war nämlich, nach einer langen Abwesenheit aus Athen, wieder zurükgekommen und kam zum Sokrates, da der eben zu einigen Freunden davon sprach, daß es doch sonderbar sey, wenn einer jemanden das Sattler- Zimmer- oder Schmiedhandwerk oder das Reiten lernen lassen wolle, so wisse er gleich, wo er ihn hinschikken müsse, um seinen Zwek zu erreichen, wolle aber jemand sich selbst oder seinen Sohn oder seinen Sklaven in der Gerechtigkeit unterrichten lassen, so wisse er nicht zu wem er gehn solle, um dies zu erlernen.

Hippias. (mit einer spöttischen Mine) Lehrst du doch das noch, Sokrates, was ich schon vor langen Zeiten von dir gehört habe.

Sokrates. Und was noch ärger ist, ich lehre nicht nur dasselbe noch, sondern auch noch über den-

selben Gegenstand. Du vielleicht, sagst zu folge deiner Vielwisserei nicht dasselbe über Eine Sache.

Hippias. Bewahre, ich bestrebe mich immer neu zu seyn.

Sokrates. Also auch über das, was du weißt, zum Beispiel von Buchstaben, wenn dich jemand fragte, aus wie viel, und was für Buchstaben der Name Sokrates bestünde, würdest du das einmal so, und das andremal so sagen? Oder über Zahlen, wenn jemand fragte, ob zwei mal fünf zehn ist, würdest du heute so und morgen anders antworten?

Hippias. Ueber dergleichen würd' ich, wie du, immer nur Eine Antwort haben. Aber über die Gerechtigkeit glaub ich izt etwas zu wissen, wogegen weder du, noch ein andrer etwas einzuwenden haben soll.

Sokrates. Nun das ist wahr, du sprichst von einer wichtigen Entdekkung, wenn nun die Richter nicht mehr in ihren Urtheilen sich trennen, die Bürger nicht mehr über Recht und Unrecht sich streiten und Aufruhr erregen, die Staaten nicht mehr über das Recht sich entzweien und Krieg führen. Ich kann dich ohnmöglich verlassen, ohne dich, den Erfinder einer so wichtigen Sache, selber darüber zu hören.

Hippias. Das solst du nicht ehr, bevor du mir nicht deine Meinung von der Gerechtigkeit gesagt hast. Du wilst nur immer andre zum Besten haben, sie ausfragen, um Stoff zu finden, sie zu bekritisiren, aber keinem selbst Rede gestehen, noch dich über etwas erklären.

Sokrates. Wie Hippias? weißt du nicht, daß ich keinen Anstand nehme, das auszuüben, was ich für gerecht halte?

Hippias. Und deine Theorie davon ist?

Sokrates. Lehre ichs gleich nicht theoretisch, so üb' ichs doch praktisch. Oder denkst du die Theorie ist wahrer als die Praxis?

Hippias. Bewahre. Mancher spricht von Gerechtigkeit, und handelt dawider; keiner von denen, die gerecht handeln, kann aber ungerecht seyn.

Sokrates. Hast du je bemerkt, daß ich ein falsches Zeugniß abgelegt, oder jemanden chikanirt, oder meine Freunde oder den Staat aufrührisch gemacht, oder sonst eine ungerechte Handlung gethan hätte?

Hippias. Nie.

Sokrates. Nichts Ungerechtes thun, hältst du das nicht für Gerechtigkeit?

Hippias. Man sieht, daß du drauf ausgehst, einer Erklärung über die Natur der Gerechtigkeit auszuweichen. Du sprichst immer von dem, was die Gerechten nicht thun, nicht von dem was sie thun.

Sokrates. Ich dächte aber doch, nichts Ungerechtes thun wollen, wäre ein Beweis von Gerechtigkeit. Solte dir das nicht so scheinen, so sieh einmal zu, ob dir Folgendes ein Genüge thut. Ich definire nemlich: Gerecht ist, was mit den Gesezzen übereinstimt.

Hippias. Also ist nach deiner Meinung gerecht und gesezmäßig Eins?

Sokrates. Ja.

Hippias. Ich verstehe dich nicht, was du unter gesezmäßig und unter gerecht verstehst.

Sokrates. Du kenst doch die Gesezze des Staats?

Hippias. Ja.

Sokrates. Und was verstehst du darunter?

Hippias. Alles was die Bürger festgesezt haben, das gethan und unterlassen werden soll.

Sokrates. Handelte der also nicht gesezmäßig, der zufolge diesen Bestimmungen lebte; gesezwidrig hingegen, der davon abwiche?

Hippias. Allerdings.

Sokrates. Wer ihnen also folgte, der würde gerecht, der ihnen nicht folgte, hingegen ungerecht handeln?

Hippias. Ja.

Sokrates. Ist aber nicht der, der gerecht handelt, gerecht, und der ungerecht handelt, ungerecht?

Hippias. Natürlich.

Sokrates. Folglich ist auch gesezmäßig gerecht, und gesezwidrig ungerecht.

Hippias. Wie kann einer aber die Gesezze, oder die Haltung der Gesezze, für eine so wichtige Sache halten, da sehr oft selbst ihre Urheber sie abschaffen und verändern.

Sokrates. Machen nicht oft Staaten, die einen Krieg angefangen haben, wieder Frieden?

Hippias. Ja.

Sokrates. Wenn du denen, die den Gesezzen Gehorsam leisten, darüber Vorwürfe machst, aus dem Grunde, weil doch die Gesezze verändert würden, so thust du dasselbe, als wenn du die tadlen woltest, die im Kriege ihre Pflicht thun, weil doch einmal wieder Friede würde, oder die schelten, die während des Krieges ihrem Vaterlande mit Muth beistehen.

Hippias. Es ist wahr.

Sokrates. Du weißt doch, daß Lykurgus der Spartaner durch nichts seinen Staat so sehr über alle übrigen hob, als weil er ihn zum Gehorsam gegen die Gesezze auf das strengste verpflichtete. Weißt du nicht auch, daß die Befehlshaber in einem Lande die besten sind, die am meisten dafür sorgen, daß den Gesezzen Gehorsam geleistet werde. Ein Staat, wo dies der Fall ist, der ist im Frieden im blühendsten Zustande, und im Krieg unüberwindlich. Für die Staaten ist es ferner das gröste Glük, wenn alle Glieder desselben Eines Sinnes sind, und die Volksältesten und Vornehmsten mahnen dazu vorzüglich die Bürger an, und in allen griechischen Staaten ist ein Gesetz, daß die Bürger darüber einen Eid ablegen müssen, den sie auch überall schwören. Nun glaub ich aber, daß das geschieht, nicht damit das Urtheil eines Bürgers über einen Chor Sänger auch das Urtheil des andern sey, oder daß sie dieselben Flötenspieler gleich gut finden, oder dieselben Dichter auszeichnen, oder an Einerlei Vergnügen finden sollen, sondern damit sie alle den Gesezzen Gehorsam

leisten. Denn wo die Bürger daran fest halten, da entstehen die festesten und glüklichsten Staaten. Ohne die Einheit der Gesinnungen kann kein Haus im gehörigen Zustande seyn, geschweige ein Staat zwekmäßig regiert werden. Wer wird für seine Person weniger vom Staate gestraft, wer mehr geehrt werden, als wer den Gesezzen gehorsam ist? Wer seltener vor Gericht verlieren, wer öfterer gewinnen? Wem wird man mehr sein Vermögen, seine Söhne und Töchter anvertrauen? Wen wird die ganze Stadt für glaubwürdiger halten, als den, der den Gesezzen gemäß lebt? Von wem können sich Eltern, oder Hausgenossen, oder Gesinde, oder Freunde, Bürger oder Fremde eher der strengsten Gerechtigkeit versehen? Wem werden die Feinde bei einem zu schliessenden Waffenstillstand, bei Stipulationen oder Friedensverträgen mehr trauen? Mit wem mögen sie am liebsten Parthei machen, als mit dem Gesetzehrenden? Wen werden die Allirten am liebsten zum Führer, zum Beschüzzer, oder Staatsverweser erwählen? Wer wird einen mehr für erwiesene Wohlthaten dankbar glauben? Wem wird einer lieber Wohlthaten erweisen, als dem, von dem er Dank zu bekommen hofft? Mit wem wird einer am liebsten Freund, am ungernsten Feind seyn, als mit einem solchen? Mit wem werden die meisten lieber Freunde und Bundsgenossen seyn, und die wenigsten Gegner und Feinde? Dies Hippias sind meine Gründe, warum ich gesezmäßig und gerecht für eins halte. Oder weißt du was anders, so sage es.

Hippias. Warlich, gegen dein Räsonnement über die Gerechtigkeit kann ich nichts aufbringen.

Sokrates. Kenst du wol gewisse ungeschriebene Gesezze, Hippias?

Hippias. Ja, die man in allen Ländern dafür anerkennt.

Sokrates. Kanst du mir auch wohl sagen, ob die Menschen sich diese Gesezze gegeben?

Hippias. Das ist nicht möglich, denn zusammenkommen konten sie ja nicht alle, sie redeten auch nicht Eine Sprache.

Sokrates. Wer, glaubst du also, hat diese Gesezze gegeben?

Hippias. Ich glaube, daß die Götter sie gegeben haben; das erste und allen Völkern gemeine Gesez dieser Art ist, die Götter zu ehren.

Sokrates. Seine Eltern zu ehren, ist das nicht auch ein allgemeines Gesetz?

Hippias. Allerdings.

Sokrates. Nicht auch, daß weder die Eltern mit ihren Kindern noch die Kinder mit ihren Eltern sich vermischen?

Hippias. Das scheint mir noch nicht ganz ein göttliches Gesetz zu seyn.

Sokrates. Wie so?

Hippias. Weil ich sehe, daß einige es übertreten.

Sokrates. Das ist bei andern auch der Fall. Aber die Uebertreter von den Göttern gegebener Gesezze leiden die Strafe, der keiner entgehen kann. Einige von den Uebertretern menschlicher Gesezze ent-

kommen der Strafe, entweder, weil ihr Verbrechen nicht bekandt wird, oder sie den Gesezzen Troz bieten.

Hippias. Und welche Strafe wär es denn, der Eltern und Kinder, wenn sie mit einander sich vermischen, nicht entgehen können?

Sokrates. Es ist die fürchterlichste, fürwahr! Was kann wol für eine größere für die, welche Kinder zeugen, gedacht werden, als wenn sie schlechte Kinder zeugen.

Hippias. Wie solt das möglich seyn? Nichts hindert sie ja, wenn sie selbst gut sind, mit Guten Kinder zu zeugen.

Sokrates. Weil nicht blos erfordert wird, daß die, welche Kinder mit einander zeugen, gut sind, sondern, daß ihre Cörper auch in der vollen Blüte sind. Meinst du, daß der Saame blühender Cörper so beschaffen ist, wie derer, die noch nicht in der Blüte sind, oder schon abgeblüht haben?

Hippias. Nein, das glaub ich nicht.

Sokrates. Welcher scheint dir also der bessere?

Hippias. Natürlich der von blühenden Personen.

Sokrates. Der andere taugt also nicht?

Hippias. Natürlich, nein.

Sokrates. Die andern dürfen daher auch keine Kinder zeugen?

Hippias. Nein.

Sokrates. Und die es unter solchen Umständen doch thun, die thun es nicht auf die rechte Art?

Hippias. Richtig.

Sokrates Wenn also diese keine schlechte Kinder zeugen, so thut es keiner. Nicht?

Hippias. Auch das gesteh ich ein.

Sokrates. Ferner. Seinen Wohlthätern wieder Gutes erweisen, ist das nicht ein allgemeines Gesetz?

Hippias. Allerdings.

Sokrates. Auch das wird übertreten. Deswegen bekommen die Uebertreter dieses Gesezzes auch ihre Strafe, sie werden von ihren besten Freunden verlassen, und sehen sich genöthigt, ihren Hassern nachzulaufen. Oder sind die, welche ihren Freunden Gutes erweisen, nicht wahre Freunde? werden die aber, welche empfangene Wohlthaten nicht erwiedern, nicht von jenen wegen Undankbarkeit gehaßt, und sucht man nicht jene vorzüglich auf, weil es Vortheile bringt, mit ihnen umzugehen?

Hippias. Warlich, Sokrates, das scheinen Gesezze der Götter zu seyn. Denn daß sie die Strafen ihrer Uebertreter bey sich führen, das erhebt sie über alle menschliche Gesezze.

Sokrates. Und glaubst du, daß die Götter etwas Gerechtes oder das Gegentheil davon in ihren Gesezzen verordnen?

Hippias. Bewahre, das Gegentheil nicht, denn kaum kann jemand so gerechte Gesezze geben, als Gott.

Sokrates. Also auch den Göttern hat es gefallen, Hippias, gerecht und gesezmäßig für Eins zu erklären.

Durch solche Reden und gleichmäßige Handlungen bildete er seine Freunde zur Gerechtigkeit.

5.

Auf was Art Sokrates seine Freunde zu nützlicher Thätigkeit anleitete, das soll der Gegenstand gegenwärtigen Abschnittes seyn.

Sein Grundsaz war, Enthaltsamkeit sey eine unentbehrliche Eigenschaft für jeden, der etwas edles ausführen wolle, und daher ging vor allen Dingen sein Bestreben dahin, sich allen seinen Freunden als einen solchen zu zeigen, der es in der Gewöhnung darin allen zuvorgethan habe, sodann suchte er auch in seinen Unterredungen sie ihnen wichtig zu machen. Er selbst war stets jedes Motifs zur Tugend eingedenk, und vergegenwärtigte sie unabläßig dem Gedächtnisse seiner Freunde.

Ich erinnere mich folgendes Gesprächs mit dem Euthydem über die Enthaltsamkeit.

Sokrates. Sage mir, Euthydem, hältst du nicht die Freyheit für eins der schönsten und wichtigsten Güter sowol für einen Privatmann als für einen Staat?

Euthydem. O sehr.

Sokrates. Wer nun von cörperlichen Leidenschaften beherrscht wird, und durch sie in Ausübung eines jeglichen Guten gehindert wird, hältst du den für frey?

Euthydem. Im geringsten nicht.

Sokrates. Vielleicht hältst du für Freyheit, wenn man bei Ausübung des Guten keine Hinder-

nisse findet. Mit Hindernissen zu kämpfen haben, nennst du Mangel an Freyheit?

Euthydem. Allerdings

Sokrates. So must du die Unenthaltsamen für Sklaven halten.

Euthydem. Allerdings.

Sokrates. Was meinst du aber, werden die Unenthaltsamen lediglich in Ausübung des Guten gehindert, oder auch gezwungen das Schlechte zu thun?

Euthydem. Beides, dieses sowol als jenes scheint mir Statt zu finden.

Sokrates. Was hältst du von den Gebietern, die im Guten hindern, und zum Schlechten zwingen.

Euthydem. Sie sind die schlechtesten, die sich denken lassen.

Sokrates. Und welche Sklaverey scheint dir die schlimmste?

Euthydem. Die unter den schlimmsten Herren.

Sokrates. Folglich befinden sich die Unenthaltsamen in der abscheulichsten Sklaverey?

Euthydem. Das ist meine Meinung ebenfalls.

Sokrates. Scheint dir nicht auch, daß die Unenthaltsamkeit in dem Menschen alle Besonnenheit, das größte Gut — tödte, und ihn zum Gegentheil führe, daß sie ihn hindere, an etwas Nützliches zu denken, und es zu eigen sich zu machen, daß sie ihn hinreißt zur Wollust, und wenn er gleich fühlet was gut und böse ist, sein Gefühl dergestalt betäubt, daß er das Schlechtere statt des Bessern ergreift.

Euthydem. Auch das ist der Fall.

Sokrates. Bey wem findet sich wol weniger die Besonnenheit, als bey dem Unenthaltsamen? Denn die Handlungen der Besonnenheit und Unenthaltsamkeit sind einander schnurstraks zuwider.

Euthydem. Auch das gesteh ich dir zu.

Sokrates. Glaubst du wol, daß irgend etwas das Bestreben nach wahren Vollkommenheiten mehr ersticken könne, als die Unenthaltsamkeit?

Euthydem. Schlechterdings nichts.

Sokrates. Glaubst du, daß es einen größern Feind des Menschen gebe, als den, der ihn bestimmt, das Schädliche statt des Nützlichen zu wählen, und nur das zu erstreben; der ihn überredet, dies zu vernachläßigen, und der Vernunft zuwider zu handeln?

Euthydem. Ich glaube nicht.

Sokrates. Ist wol zu vermuthen, daß die Unenthaltsamkeit, oder nicht vielmehr die Enthaltsamkeit, den Menschen auf das Gegentheil von jenen Untugenden leite?

Euthydem. Wahrscheinlich das Leztere.

Sokrates. Ist nicht also das, wodurch dieses Gegentheil bewirkt wird, das bessere?

Euthydem. Natürlich.

Sokrates. Folglich scheint die Enthaltsamkeit für den Menschen die heilsamste Tugend zu seyn.

Euthydem. Ganz sicher.

Sokrates. Hast du auch über folgendes schon nachgedacht, Euthydem?

Euthydem. Worüber denn?

Sokrates. Daß die Unenthaltsamkeit dem Men-

schen eigentlich gar kein Vergnügen gewähren kann, was sie doch so sehr scheint. Enthaltsamkeit nur allein kann das.

Euthydem. Wie meinst du das?

Sokrates. Weil die Unenthaltsamkeit weder Hunger, noch Durst, noch Begierde zur Befriedigung des Geschlechtstriebes, noch Schlaflosigkeit erträgt, welche Bedürfnisse doch einzig und allein den Genuß der Speisen, des Getränks, des Beischlafs, des Ausruhens und Schlafs erhöhen, wenn wir sie abweisen, und sie zu befriedigen verzögern, bis wir den höchsten Grad des Vergnügens von ihrer Befriedigung hoffen können, und uns sie folglich am rechten Genuß der nothwendigsten und täglichen Freuden hindert. Die Enthaltsamkeit aber, die allein uns bestimmt obige Bedürfnisse zu ertragen, gewährt uns auch einen beträchtlichen Genuß der genannten Freuden.

Euthydem. Ich muß dir in allem vollkommen Recht geben.

Sokrates. Ferner genießt der Enthaltsame, der nach der Erkenntniß des Guten und Schönen strebt, der jedes seiner Aufmerksamkeit werth hält, was seinem Cörper gesund, der Verwaltung seines Hauswesens vortheilhaft, wodurch er seinen Freunden und dem Staat nützlich werden, seine Feinde überwinden kann, und welches alles die größten Vortheile und Freuden nach sich zieht, — der Enthaltsame genießt, sag ich, aller der Freuden, die der Unenthaltsame entbehren muß. Denn wer entbehrt sie mehr, als wer am wenigsten Kraft hat jene Tugenden zu üben, und

vom Dienst der niedrigsten Wollüste gefesselt wird?

Euthydem. Aus deinem Räsonnement scheint zu folgen, als wenn ein Sklav sinnlicher Lüste nicht die geringste Kraft zur Tugend habe.

Sokrates. Was ist auch für ein Unterschied zwischen einem Unenthaltsamen und dem dümmsten Vieh? denn wer, blind für jedes Gute und Edle, nur immer auf Befriedigung seiner Lust sein Augenmerk richtet, was unterscheidet sich der vom unvernünftigsten Thier? Nur der Enthaltsame hat einen Sinn für das Gute, er weiß theoretisch und praktisch die Dinge nach Classen zu sondern, und dem Guten den Vorzug zu geben, so wie das Böse zu meiden. Enthaltsamkeit bilde die besten und glücklichsten Menschen, und mache sie in jener Kunst zu unterscheiden geübt.

Er machte auch noch die Bemerkung, daß das Wort διαλεγεσθαι abgeleitet werden könne von den gemeinschaftlichen Untersuchungen der Philosophen, die die Dinge nach ihren Classen ordneten. Darin müsse man sich rechte habile Erkenntnisse zu erwerben suchen, und ganz sein Augenmerk darauf richten. Das bilde die besten, regierungsfähigsten Männer und denkendsten Philosophen.

(*) Dies Wort heißt in seiner ersten Bedeutung aus einander lesen, von einander absondern, und in dieser Bedeutung hatte es Sokrates bisher gebraucht; izt bemüht er sich zu zeigen, wie die zweite tropische Bedeutung sich mit einander unterreden, über eine Sache sprechen, aus jener ersten entstanden sey. Aehnlichkeit mit diesem Worte haben die lateinischen disserere, disceptare.

6.

Izt will ich zeigen, daß Sokrates seine Schüler auch zu denkenden Köpfen zu bilden suchte.

Er hatte den Grundsaz, daß jeder, der die Natur eines Dinges gehörig kenne, auch andern einen Begriff davon beyzubringen im Stande seyn müsse. Bei den Unwissenden sey es daher kein Wunder, daß sie theils sich selbst irrten, theils andre zum Irrthum verleiteten. Aus dem Grunde stellte er unaufhörlich mit seinen Schülern Untersuchungen über die Beschaffenheit eines jeden Gegenstandes an. Jede seiner Bestimmungen und Definitionen hier anzuführen, würde eine ungeheure Arbeit seyn, inzwischen will ich so viel mittheilen, als etwa nöthig seyn mögte, seine Untersuchungsmethode kenntlich zu machen.

Ueber Religiosität sprach er etwa folgendes:

Sokrates. Sage mir, Euthydem, was glaubst du ist Religiosität?

Euthydem. Ich halte sie in der That für etwas vortrefliches.

Sokrates. Könntest du mir wol sagen, wer religiös ist?

Euthydem. Ein Verehrer der Götter, denk ich.

Sokrates. Darf denn jeder nach seiner Art die Götter verehren?

Euthydem. Nein, sondern es giebt gewisse Gesezze, wonach das geschehen muß.

Sokrates. Weiß denn der, der die Gesezze kennt, wie er die Götter verehren soll?

Euthydem. Ja.

Sokrates. Wer es nun weiß, der glaubt sie nicht anders verehren zu müssen, als er es weiß?

Euthydem. Nein.

Sokrates. Verehrt denn jemand die Götter anders, als er glaubt, daß er muß?

Euthydem. Ich glaube nicht.

Sokrates. Wer also die Gesezze in Ansehung der Götterverehrung kennt, wird der sie nach den Gesezzen üben?

Euthydem. Ja.

Sokrates. Wer sie also nach den Gesezzen ehrt, ehrt der sie, wie es Pflicht ist?

Euthydem. Warum nicht?

Sokrates. Und der ist religiös, der die Götter ehrt, wie er soll?

Euthydem. Allerdings.

Sokrates. Wär es also richtig definirt, wenn ich sagte: ein Religiöser ist der, welcher weiß, was die Gesezze in Ansehung der Götter bestimmen?

Euthydem. Nach meiner Meinung, ja.

Sokrates. Darf einer sich gegen Menschen betragen, wie er will?

Euthydem. Nein. Sondern auch in diesem Fall, wer da weiß, was gesezmäßig ist in Ansehung des Betragens unter einander, der handelt nach den Gesezzen.

Sokrates. Und die zufolge dieser Gesezze sich gegen einander betragen, handeln die ihrer Pflicht gemäß?

Euthydem. Warum nicht?

Sokrates. Und die thun dann auch daran Recht?

Euthydem. Allerdings.

Sokrates. Und die sich gegen andre recht betragen, die verrichten auch die menschlichen Angelegenheiten auf die gehörige Art?

Euthydem. Natürlich.

Sokrates. Und die den Gesezzen gehorsam sind, die handeln gerecht?

Euthydem. Ja.

Sokrates. Weißt du nun auch, was gerecht heißt?

Euthydem. Das was die Gesezze befehlen.

Sokrates. Die also thun, was die Gesezze befehlen, handeln die nach Recht und Pflicht?

Euthydem. Warum nicht?

Sokrates. Gerecht sind also die, welche recht thun?

Euthydem. Ich glaub es.

Sokrates. Glaubst du, daß Manche den Gesezzen gehorchen, ohne zu wissen, was sie befehlen?

Euthydem. Nein.

Sokrates. Oder glaubst du, daß es welche giebt, die, ohnerachtet sie ihre Pflicht kennen, dennoch es nicht für Pflicht halten?

Euthydem. Nein.

Sokrates. Kennst du aber wohl welche, die anders handeln, als wie sie es für Pflicht halten?

Euthydem. Nein.

Sokrates. Die also wissen, was in Ansehung der menschlichen Gesellschaft recht ist, handeln die gerecht?

Euthydem. Allerdings.

Sokrates. Also sind die, welche gerecht handeln, auch gerecht?

Euthydem. Wer denn sonst?

Sokrates. Wir würden also ganz richtig definiren, wenn wir sagten: Gerechte wären die, welche wüßten, was in Ansehung der menschlichen Gesellschaft gesezmäßig ist?

Euthydem. Ganz richtig, dünkt mich.

Sokrates. Wie werden wir ferner Weisheit definiren. Sage mir einmal, hältst du die für weise, die in dem, was sie wissen, weise sind, oder giebt es welche, die in dem, was sie nicht wissen, weise sind?

Euthydem. Offenbar, in dem was sie wissen. Wie wär das Gegentheil möglich?

Sokrates. Weise sind es also durch ihre Wissenschaft?

Euthydem. Wodurch anders, wenn nicht dadurch?

Sokrates. Glaubst du, daß Weisheit etwas anders ist, als das, wodurch man weise ist?

Euthydem. Nein.

Sokrates. Wissenschaft ist also Weisheit.

Euthydem. Mich dünkt.

Sokrates. Scheints dir wol Menschen möglich, alles zu wissen?

Euthydem. Bewahre, nicht einmal den kleinsten Theil.

Sokrates. Folglich ist nicht möglich, daß ein Mensch in allem weise sey.

Euthydem. Nein.

Sokrates. Aber in dem, was einer weiß, darin ist er weise.

Euthydem. So scheint es mir.

Sokrates. Dünkt dich nicht, daß man die Natur des Guten auf dieselbe Art untersuchen müsse?

Euthydem. Wie denn?

Sokrates. Scheint dir Eine Sache allen nüzlich zu seyn?

Euthydem. Nein.

Sokrates. Noch mehr, scheint dir nicht dasselbe dem einen nüzlich, dem andern schädlich zu seyn?

Euthydem. O sehr.

Sokrates. Ist dir aber gut und nüzlich nicht Eins?

Euthydem. Freilich.

Sokrates. Das Nüzliche ist also dem etwas Guts, dem es nüzt.

Euthydem. So scheint mirs.

Sokrates. Dieselbe Bewandniß hat es mit dem Schönen. Oder verstehst du, wenn du zum Beispiel von einem schönen Cörper oder schönen Gemüth sprichst, darunter etwas, das in jeder Rüksicht schön ist?

Euthydem. Bewahre!

Sokrates. Wozu also jedes Ding brauchbar ist, dazu ist es auch schön zu gebrauchen?

Euthydem. Allerdings.

Sokrates. Ist also jedes Ding zu etwas anderm noch schön, als wozu es schön zu gebrauchen ist?

Euthydem. Zu nichts anderm.

Sokrates. Brauchbar ist also schön, da, wo es brauchbar ist?

Euthydem. So scheint mirs.

Sokrates. Die Tapferkeit, rechnest du die auch zum Schönen?

Euthydem. Sie ist das Schöne im vollesten Sinne des Worts.

Sokrates. Ihr Nuzzen muß also nach deiner Meinung sich auf keine Kleinigkeiten erstrecken?

Euthydem. O im Gegentheil auf die wichtigsten Dinge.

Sokrates. Scheint es dir bei schweren und gefährlichen Unternehmungen nüzlich zu seyn, sie nicht zu wissen?

Euthydem. Im geringsten nicht.

Sokrates. Die also blos aus Unbekanntschaft mit einer Gefahr sich nicht davor fürchten, die sind auch nicht tapfer?

Euthydem. Nein. Auf die Art würden viele Wahnsinnige und Poltrons tapfer seyn.

Sokrates. Die sich aber vor unbedeutenden Dingen fürchten?

Euthydem. Die sind es, fürwahr, noch weniger.

Sokrates. Die sich also in schweren und gefährlichen Fällen gut nehmen, die hältst du für tapfer, die andern, die sich schlecht nehmen, für Poltrons?

Euthydem. Ja.

Sokrates. Hältst du die Guten in dieser Rücksicht, für andre, als die, welche sich schön eben dabey nehmen?

Euthydem. Für dieselben.

Sokrates. Für schlecht also, die sich schlecht nehmen?

Euthydem. Wen sonst?

Sokrates. Nimmt sich nun jeder so, wie er es für seine Pflicht hält?

Euthydem. Wie anders?

Sokrates. Die es aber nicht thun, kennen die ihre Pflicht?

Euthydem. Im geringsten nicht.

Sokrates. Können nur die sich so nehmen, die da ihre Pflicht kennen?

Euthydem. Die einzig und allein.

Sokrates. Wie aber. Die nun nie einen Fehler machen, nehmen die sich schlecht?

Euthydem. Ich glaube nicht.

Sokrates. Aber die machen Fehler, die sich schlecht nehmen?

Euthydem. Natürlich.

Sokrates. Tapfre sind also die, welche sich in schweren und gefährlichen Lagen gut zu nehmen wissen; Feige, die darinnen fehlen. Nicht?

Euthydem. Ganz meine Meinung.

Könige und Tyrannen, beide hielt er für Regenten, aber ein Unterschied sey doch zwischen ihnen. Den Regenten eines Staats, dem die Unterthanen

freywillig nach den Gesezzen gehorchten, nannte er einen König; den, welchem man wider Willen unterthan wäre, der nicht nach den Gesezzen, sondern nach Willkühr regierte, den nannte er einen Tyrannen. Aristokratie war ihm, wo Befehlshaber aus Männern angesezt würden, die den Gesezzen gehorsam leisteten. Plutokratie, wo von den Begüterten, Demokratie, wo aus dem ganzen Volke Befehlshaber erwählt würden.

Wenn ihm jemand, ohne wichtige Gegengründe vorbringen zu können, widersprach, oder ohne Beweis jemanden, von dem er sprach, für klüger, staatskundiger oder tapfrer und so weiter erklärte, so entwickelte er die ersten Grundbegriffe, um die Sache aufs reine zu bringen. So etwa z. E.

Sokrates. Du meinst also, dein Held ist ein beßrer Bürger, als der meinige?

»Ja.

Sokrates. Wir wollen doch uns erst einmal über die Geschäfte eines guten Bürgers einverständigen. Nicht?

»O ja.«

Sokrates. Bei Verwaltung der Staatskasse wird doch der den Vorzug haben, der den Staat bereichert?

»Richtig.«

Sokrates. Im Kriege der, der ihm das Uebergewicht über die Feinde giebt?

»Warum nicht.«

Sokrates. Bei Gesandschaften, der, der Freunde statt Feinde macht.

»Natürlich.«

Sokrates. Bei Haltung einer Rede, der, welcher den Aufruhr dämpft, und Einheit der Gesinnungen herstellt?

»So scheints.« u. s. w.

Indem er alles so auf die einfachsten Grundbegriffe zurückführte, leuchtete selbst seinen Gegnern die Wahrheit ein. Wenn er sich selbst über etwas erklärte, so ging er von den ausgemachtesten Wahrheiten aus, weil er darin alle Beweiskraft fand; daher unter allen, mir bekandten, keiner so sehr seine Zuhörer zum Beifall hinriß, als er. Homer, pflegte er auch zu sagen, nenne deswegen den Ulyß einen mächtigen Redner, weil er stets von allgemein anerkandten Dingen ausgehe.

7.

Aus dem bisher gesagten, dünkt mich, erhellet, daß Sokrates seine Meinung ganz unverholen denen, die mit ihm umgingen, eröfnete; izt will ich erzählen, daß er auch sorgte, sie geschickt zu Führung ihrer Geschäfte zu machen.

Unter allen, die ich kenne, war er der einzige, der sich drauf legte, zu erforschen, worin jeder seiner Schüler stark war, und er lehrte sie so bereitwillig, wie einer, alles, was ein rechtlicher Mann wissen muß, so fern ers selber verstand; und war er selbst in einer Sache unwissend, so verwies er sie an geschickte

Männer in dem Fach. Auch lehrte er sie, wie viel einer von jeder Sache wissen müsse, wenn er ein Mensch von guter Erziehung seyn wolle.

So, zum Beyspiel, sagte er: in der Geometrie dürfe man es nur zu dem Grade bringen, daß man im Stande sey, im Nothfall ein Stück Landes sich entweder richtig zumessen zu lassen oder einem andern zu übergeben, oder zu vertheilen, oder eine Arbeit gehörig anzugeben. Das sey inzwischen so leicht zu lernen, daß einer der beim Messen gehörig Acht hat, mit Eins den Flächeninhalt eines Stückes Landes wissen, und die ganze Verfahrungsart beim Messen mitnehmen könne. Hingegen widerrieth er, die Geometrie bis zu den verwikkelten Problemen zu verfolgen. Wozu das helfe, sehe er nicht ein, sagte er; wiewol er darin selber nicht ungeübt war; ein Mensch, sezte er hinzu, bringt sein ganzes Leben damit hin, und läßt viel andres Nüzliche darüber liegen.

Auch in der Astronomie rieth er soweit sich zu vervollkommen, um die Zeiten der Nacht, des Monats und des Jahrs gehörig bestimmen zu können, so fern nemlich diese Kenntnisse Einfluß auf das Reisen, auf die Schiffarth, und das Wachen haben. Diese Zeiten gehörig zu unterscheiden, habe man gewisse Kennzeichen, die man ohne viele Mühe von den Jägern, von den Steuerleuten, und vielen andern, die das interessire, erlernen könne. Hingegen diese Wissenschaft so weit zu treiben, die in exzentrischen Kreisen sich bewegenden Himmelskörper, die Planeten und Irrsterne kennen zu lernen, und mit ihrem Abstande von der Erde, ihrem Umlaufe und deren Ursachen sich

die Zeit zu verderben, das widerrieth er sehr. Auch davon, sagte er, sehe er keinen Nuzzen, wiewol er auch darin nicht fremd war; das raube dem Menschen, sezte er hinzu, die Zeit, und bringe ihn um die Kenntniß vieler nüzlicher Dinge. Ueberhaupt rieth er, sich nicht den Kopf über himlische Dinge und die Art, wie Gott sie regiere, zu zerbrechen. Einmal, hielt er dafür, könne der Mensch bis dahin nicht dringen, und dann geschähe auch den Göttern kein Gefalle über Dinge zu speculiren, die sie absichtlich verhüllt hätten. Ein solcher Grübler laufe ebenfalls Gefahr überzuschnappen, wie Anaxagoras, der sich groß damit machte, in die Werkstatt der Götter geschaut zu haben. Dieser behauptete, daß die Sonne ein Feuer sey, ohne zu bedenken, daß die Menschen ins Feuer sehen, die Sonne aber nicht starr ansehen können, und daß die von der Sonne beschienenen eine schwärzere Haut haben, welches beim Feuer der Fall nicht sey. Auch bedachte er nicht, daß die Gewächse ohne Sonnenschein nicht recht fortwollen, daß hingegen alles, was vom Feuer erhizt wird, verdirbt. Auch nahm er an, die Sonne sey ein glühender Stein, und bedachte doch nicht, daß ein Stein der durchglühet ist, weder leuchtet, noch lange so bleibt. Die Sonne aber, das glänzendste von Allem, bleibt doch so.

Auch rieth er zur Erlernung der Rechenkunst, doch warnte er auch hier, wie bey den übrigen vor unnüzzer Uebertreibung. Soweit eine Wissenschaft nüzlich war, ging er selbst darin, und leitete auch seine Schüler dahin an.

So gab er auch seinen Freunden den Rath, für

ihre Gesundheit zu sorgen, und von verständigen Leuten in diesem Fach, so viel, als möglich zu lernen; auch solle jeder beständig genau Acht auf sich haben, welche Speisen, welche Getränke, welche Arten von Arbeiten ihm heilsam wären, und wie er sich bey ihrem Gebrauch befände. Bei solcher Aufmerksamkeit auf sich selbst könne schwerlich einer einen Arzt finden, der besser wisse, was zu seiner Gesundheit diente, als er selbst. Wolle aber jemand mehr lernen, als menschliche Wissenschaft ihn lehren könne, dem rieth er auf Weissagungskunst sich zu legen; denn wer da wisse, welcher Zeichen die Götter sich bedienten, um die Menschen über ihre Angelegenheiten zu belehren, der würde in Ansehung des göttlichen Willens nie unwissend seyn.

8.

Solte in Beziehung auf das, was Sokrates immer von seinem Genius versicherte, daß er nemlich ihm anzeigte, was er thun und lassen solte, jemand glauben, ihn der Unwahrheit bezüchtigen zu können, weil er doch nachher von den Richtern zum Tode verurtheilt wurde, der bedenke erstlich, daß er schon so hoch in Jahren war, daß, wenn er nicht damals, doch gewiß bald nachher sein Leben geendigt haben würde; und dann verließ er das Leben in der lästigsten Periode, in welcher gemeiniglich unsre Seelenkräfte stumpf zu werden beginnen. Statt dessen zeigte er seine ganze Stärke der Seele, und erwarb sich den Ruhm, daß nie einer in seiner Vertheidigung wahrheitsvoller, freymüthiger und gerechter verfahren sey, und sein Todesurtheil mit größerer Fassung und Gelassenheit angehört habe. Ausgemacht ist es,

daß bey Menschen Gedenken keiner eines schönern Todes gestorben ist. Nach der Bekanntmachung seines Todesurtheils muste die Vollziehung desselben noch dreyßig Tage verschoben werden, weil die Delien in dem Monathe einfielen, und nach den Gesezzen keiner hingerichtet werden durfte, bevor nicht die Theorie von Delos zurückgekommen war, und in dieser ganzen Zeit war er in seinem ganzen Betragen derselbe, wie vorher, wo er sich die allgemeine Bewundrung wegen seiner Geduld und Zufriedenheit erworben hatte. Wie konte ein Mann einen schönern Tod sterben, als er; welcher Tod ist schöner, als der mit den schönsten Umständen begleitet ist, welcher ist glücklicher als der schönste, oder gottgefälliger als der glücklichste?

Noch muß ich erzehlen, was ich vom Hermogenes, Hipponikus Sohn, erfahren habe. Dieser hörte den Sokrates, nach geschehner Anklage des Melitus, von nichts weniger sprechen, als von seinem Proceß. Er fing daher einst zu ihm an:

Hermogenes. Ich glaube doch, du müstest an deine Vertheidigung denken.

Sokrates. Meinst du nicht, daß ich das mein ganzes Leben hindurch gethan habe?

Hermogenes. Wie meinst du das?

Sokrates. Hab ich wol je etwas anders gethan, als zu untersuchen, was recht und unrecht ist, als jenes zu üben, und dies zu unterlassen. Was dünkt dich, ist das nicht die beste Vorbereitung auf eine Vertheidigung?

Hermogenes. Du weißt aber doch, daß die Richter zu Athen nur durch ein Wort beleidigt manchen

Unschuldigen hinrichten ließen, manchen Schuldigen hingegen lossprachen.

Sokrates. Ich wolte izt auf eine Vertheidigung vor meinen Richtern denken, da war mir aber mein Genius zuwider.

Hermogenes. Wunderbar!

Sokrates. Das nimt dich Wunder, wenn es der Gottheit gefällt, daß ich lieber izt sterbe? Weißt du nicht, daß ich bis auf heute es keinem zugestanden habe, daß er glücklicher lebt, als ich? Das ist doch, dünkt mich, wol das höchste Gefühl von Glück, wenn man strebt, besser zu werden, und fühlt, daß man es wirklich wird. Dies Gefühl hab ich bis auf heute immer gehabt; im Umgang in Vergleichung mit andern immer mich so gefunden. Und nicht ich allein, nein auch meine Freunde, sämtlich haben sie mich so gefunden, auch das nicht aus Liebe zu mir — wie das unter Freunden wol der Fall ist — sondern weil sie glaubten, in meinem Umgang viel vollkomner werden zu können. Lebte ich nun länger, vielleicht müßt' ich die Schwächen des Alters erfahren, vielleicht würden meine Augen stumpf, mein Gehör schwächer, meine Denkkraft nähme vielleicht ab; ich könte vielleicht nicht so schnell mehr etwas fassen, vergäß es auch wol bald wieder, und worinnen ich vorher so vollkommen gewesen wäre, darin sänk ich nun herab. Fühlt' ich diese Abnahme nun nicht, so wäre das ein Leben und auch keines, fühlt' ich es aber, so wär mein Leben nothwendig schlimmer und freudenleerer. Sterb ich unschuldig, Schande für die, welche mich Unschuldigen tödteten. Ist Ungerechtigkeit Schande, so ist

sie es auch in jedem möglichen Falle. Was bringt es mir für Schande, wenn andre in Ansehung meiner für die Gerechtigkeit blind sind. Ich sehe daß das Urtheil der Vorwelt und der Nachkommen über die, welche unrecht thaten und litten, nicht dasselbe war. Die Welt wird meiner gedenken, wenn ich izt sterbe, aber anders über meine Mörder. Sie wird mir, das weiß ich, das Zeugniß geben, daß ich nie einem Unrecht that, nie einen beleidigte, und stets in meinem Kreise Gutes zu stiften mich bestrebte.

So sprach er zum Hermogenes, und gegen seine andern Freunde.

Alle Freunde der Tugend, die den Sokrates ganz kannten, wünschen ihn noch izt sehnlichst zurück, als ihren besten Führer auf dem Wege der Tugend. Mir war er, bei seinem Charakter, wie ich ihn gezeichnet habe — so religiös, daß er sich nicht das Geringste ohne der Götter Willen erlaubte, — so gerecht, daß er auch im geringsten nicht kränkte, sondern überall in seinem Cirkel nüzlich war — so enthaltsam, daß er nie das Angenehme dem Bessern vorzog — so besonnen, daß sein Urtheil über Gut und Schlecht immer richtig war, und dies, unabhängig von andern, alles aus seiner eignen Ueberzeugung schöpfte, — so geschikt darüber zu sprechen und zu bestimmen, so fertig, andre zu prüfen, und falls er sie auf Irrwegen fand, zurecht zu führen, hin zur Tugend und Rechtschaffenheit — mir war er, sag ich, bei dem Charakter der edelste und glücklichste Mann. Solte dies Manchem zu übertrieben scheinen, der vergleiche seinen Charakter mit Andern, und — urtheile.

Einige historische Anmerkungen.

Seite 3. daß der Dämon ihm gewisse Anzeigen thäte.

Mehrere der alten Scribenten erwähnen dieses Dämons oder Genius des Sokrates, und zwar größtentheils auf eine Art, die uns vermuthen läßt, daß sie sich darunter was Außerordentliches und Wunderthätiges dachten. Hätte Sokrates selbst uns darüber etwas hinterlassen, so würden wir uns an seinen eignen Aeußerungen halten können, aber da wir uns blos auf das Zeugniß seiner Schüler, besonders des Platon berufen müssen, so erregt die Sache wenigstens den Verdacht gegen sich, ob nicht vielleicht der allzudankbare Schüler seinem Lehrer eine Vollkommenheit angedichtet habe, die dieser sich in dem Grade wenigstens, als sie dargestellt wird, nie anzumaßen Lust gehabt hatte. Und dieser Verdacht scheint nicht ungegründet zu seyn, wenn man das näher beleuchtet, was als Beispiel, um das Außerordentliche dieses gepriesenen Weissagungstalents zu belegen, vom Platon erzehlt wird; denn alles das ist, zu diesem Zweck nemlich, durchaus so unbedeutend und so armseelig, daß allenfalls nur die unbeschränkte Verehrung, die er gegen seinen vortrefflichen Lehrer hatte, ihn darüber entschuldigen kann. Daß Sokrates öfter von einem Vorhersehungsvermögen, das er besäße, gesprochen hatte, ist wol nicht zu leugnen, er gründete dieses aber gewiß auf weiter Nichts, als auf den Schatz von Erfahrungen und Welt und Menschenkenntnissen, den er sich durch sorgfältiges Beobachten erworben hatte, und der ganz einzig den weisen Mann bezeichnet. Vielleicht veranlaßte ihn seine Sprache, oder seine Philosophie, dieses Talent grade Daimonion (ein göttliches Wesen) zu nennen, und seine Verehrer benuzten diesen Umstand eben so sehr, ihn zu erheben, als seine Gegner daraus Gelegenheit nahmen, ihn als

einen Religionsverächter zu verkezzern; diese fanden hier, wenn sie auch den wahren Sinn seiner Worte verstanden, wenigstens einen scheinbaren Vorwand, um den athenienſischen Pöbel gegen ihn zu erbittern. Dieser nemlich war in dem Punkt der Religion äußerst kitzlich, und dies um so mehr, je abergläubischer, je bigotter er war, und je mehr diejenigen, deren Intresse dabei litte, die Sache von der gefährlichen Seite vorzüstellen wusten. Seine Priester mochten es nicht leiden, daß Sokrates, dessen Weisheit wahrscheinlich Manchen bewog, sich seines guten Raths zu bedienen, ihnen, die sie allein Innhaber der Geheimnisse der Zukunft und des Ausgangs gewisser Unternehmungen bleiben wolten, Abbruch that, und sie befürchteten, wenn Grundsäzze von der Absurdität, wenigstens von der Entbehrlichkeit der Zeichendeuterey allgemeiner herrschend würden, ihr ganzes Ansehen und ihren ganzen Einfluß zu verlieren; daher unterließen sie nicht das unschuldige Daimonion als eine neue Gottheit, die Sokrates den Atheniensern aufhängen wolle, zu verschreyn; im Grunde war es die Aufhellung des schlichten Menschenverstandes, die Regmachung und Beförderung des Beobachtungs- und Untersuchungsgeistes, Gottheiten, deren Allgewalt, wenn sie erst festen Sitz gefaßt hätten, den Dienst derer, die von der Dummheit ihrer Mitbürger lebten, allgemach entbehrlich und unnüz gemacht haben würde.

Uebrigens ist zu verwundern, daß erst noch in neuern Zeiten ein Ungenannter (im deutschen Museum Junius 1777) das alte Mährchen von dem Wahrsagervermögen des Sokrates wieder aufgewärmt, und daraus in allem Ernst die allerabsurdesten Folgerungen hergeleitet hat. Es kömmt hier auf Fakta an, nicht auf Räsonnement, und wer Lust hat die schönen Wunderdinge samt und sonders zusammengestellt zu sehn, zu vergleichen und zu prüfen, der lese die kleine Schrift, die wirklich weniger bekandt geworden

ist, als sie es verdient: Ueber den Genius des Sokrates. Eine histor. philos. Untersuchung von L. J. C. Justi Lpz. 1779.

Tiedemann sagt in seinen Argumentis Dialogorum Platonis S. 38. »Was die Beispiele betrift, »die Sokrates anführt,« (oder vielmehr Platon ihm »in den Mund legt) »um zu beweisen, daß sein Ge»nius ihm stets die Wahrheit vorhergesagt habe, so »scheint er, grade wie die, welche eine Art von Vor»hersehungsvermögen zu besitzen glauben, nur das, »was etwa eingetroffen war, behalten, die übrigen »Fälle aber, wo ihn der Genius täuschte, vergessen, »und was allein Folge seiner Klugheit war, für Ein»wirkung eines göttlichen Wesens gehalten zu haben; »übrigens that wol hier das Ohngefehr das Beste. »Denn so wie es Leute giebt, die im Spiel und an»dern Unternehmungen ein seltnes Glück haben, so »giebt es auch welche, denen das Ohngefehr bei Pro»phezeyhungen sonderlich günstig ist.«

S. 3. sondern daß die Götter durch diese Dinge es ihnen andeuten.

Xenophons Räsonnement ist etwa folgendes: Sokrates weit entfernt in seinem Dämon eine neue Gottheit einzuführen, und die übrigen abzuleugnen, machte denselben nur zu einer Art von Mittelwesen, zwischen den höchsten Göttern und den Menschen, durch das ihm der Wille der Götter ertheilt würde; er that also im Grunde nichts weiter, als was alle die thun, welche auf Vorbedeutungen und Zeichen Acht haben, und aus ihnen, als Mitteln, deren sich die Götter bei ihren Offenbarungen an die Menschen bedienen, die Zukunft erkennen. Von solchen Mittelwesen lese man, was Sokrates beim Platon im Gastmale sagt. Zehnter Theil der Zweybr. Ausgabe S. 229. 230.

S. 6. mit dem sogenannten κοσμος (Weltsystem) habe.

Hier sind durch einen Schreibfehler die Wörter

von den Sophisten ausgelassen worden. Es solte heißen, was es für eine Beschaffenheit mit dem von den Sophisten sogenannten u. s. w.

Die Sophisten waren eine philosophische Sekte vor und zu Sokrates Zeiten. Sie zeichneten sich durch eine gefällige, hinreissende Beredsamkeit aus, und verschaften dadurch ihren Lehren und Grundsäzzen einen außerordentlichen Beifall, so daß sich die meisten Jünglinge zu ihnen drängten; sie sprachen aus dem Stegreife über jede ihnen vorgelegte Frage, forderten sogar jedermann auf, wie Cicero vom Gorgias aus Leontium erzehlt, ihnen ein Thema aufzugeben. Ihre religiösen und moralischen Grundsäzze wollen Platon, Cicero und Gellius gar nicht loben, denn sie leugneten die Existenz eines göttlichen Wesens, und entbanden den Menschen aller gesellschaftlichen Pflichten und Obliegenheiten. Dabei beschäftigten sie sich mit unnüzzen und müßigen Speculationen über die Entstehung des Universum, oder Kosmogonie, und verwirrten durch ihre Träumereyen, die Köpfe ihrer Schüler. Sokrates, der seiner Philosophie nichts einmischte, als was unmittelbare Beziehung auf das praktische Leben hatte, und sie, wie Cicero sich vortreflich von ihm ausdrückt, zuerst vom Himmel in die Städte und Wohnungen der Menschen herabrief, war daher ihr abgesagter Feind, weil nothwendig alle jene Untersuchungen mit Spitzfindigkeiten, Trugschlüssen und Widersprüchen reichlich versezt waren, und grade das Gegentheil von dem bewirkten, was er eigentlich zur Absicht hatte, nemlich den Kopf seiner Zuhörer aufzuhellen. Schon zu Sokrates Zeiten bekam ihr Name, der eigentlich einen Weisen bedeutet, eine Art von lächerlicher Nebenbedeutung, und er hatte gleiches Schiksal mit dem Namen Genie in unsern Tagen. Außer dem obgenannten Gorgias waren unter den Sophisten merkwürdig, der Abderit Protagoras, Hippias aus Elis der erste Polyhistor und Tausendkünstler, von dem B. 4. 4

eine Unterredung vorkomt, und von dem Cicero das Anekdötchen erzehlt, daß er einstmals in den Olympischen Spielen vor dem versammelten Griechenland gesagt habe, es sey schlechterdings Nichts, was er nicht wisse. Er verstehe nicht blos Geometrie und Musik, er habe nicht allein alle Philosophen und Dichter gelesen, er sey nicht allein in der Physik, Moral, Politik vorzüglich zu Hause, sondern er habe sich sogar auch seinen Ring den er trüge, seinen Rock und seine — Schuhe selber verfertigt; — endlich Prodikus, der unsern Lesern durch die herrliche Erzehlung vom Herkules wieder ins Gedächtniß kommen wird. So viel vortreffliche Moral in dieser Erzehlung liegt, von der Sokrates selber gesteht, daß er sie nur schlecht nacherzehlt habe, so halten sie doch die Alten für nichts weiter, als eine leere Tirade im Munde eines — Sophisten. Uebrigens scheint Xenophon im Folgenden die Meinungen mehrerer damals bekandten philosophischen Sekten über die Kosmogonie zusammen zu nehmen, ohne genau zu bestimmen, von welchen Sokrates eigentlich rede, obwol auch selbst unter den Sophisten dergleichen Widersprüche in ihren Systemen geherrscht haben mögen.

Seite 8. Als er einmal Senator war.

Diese Begebenheit, die hier erwehnt wird, fällt in die Zeiten des peloponesischen Kriegs. Kaum sah sich Alkibiades wegen einer Reihe glücklicher gegen die Feinde Athens geführter Thaten beinahe als einen Gott verehrt, so erfuhr er auch bald wieder den Wankelmuth des atheniensischen Volks. Denn da man ihn, um die aufrührerische Insel Andros wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen, mit hundert ausgerüsteten Schiffen ausgeschikt hatte, und er einstweilen wegen wichtiger Geschäfte dem Antiochus das Interimskommando über die Flotte auftrug, so hatte dieser das Unglück von dem lacedämonischen Feldherrn Lysander in einem Seetreffen geschlagen zu werden. Man schob in Athen alle Schuld dieses unglücklichen

Vorfalls auf den Alkibiades, so daß sich dieser genöthigt sah, nach seinem Castell in Thracien bei Bisanthe zu entfliehen, um der Wuth des Pöbels zu entgehen. Nach ihm bekamen zehn Feldherrn das Kommando über die Flotte. Diese waren Konon, Diomedon, Leon, Perikles, (des großen Perikles natürlicher Sohn, der in unsrer Schrift auch vorkömt B. 3. 5.) Erasinides, Aristokrates, Archestratus, Protomachus, Thrasylus und Aristogenes. Es kam zwischen ihrer Flotte, und der des Kallikratides, welcher nach dem Lysander das Kommando erhalten hatte, zu einem Seetreffen bei den Inseln Arginusä nicht weit von Lesbos, in welchem die Athenienser einen so entscheidenden Sieg über die Lacedämonier erhielten, daß sie nur 25, ihre Feinde aber 69 Schiffe einbüßten. Ein heftiger Sturm, welcher entstand, hinderte die Athenienser ihren Sieg durch Vernichtung der ganzen lacedämonischen Flotte zu krönen, und ihre versenkte Mannschaft aus dem Wasser zu ziehen, und zu begraben, welches die Alten sehr gewissenhaft beobachteten, weil sonst nach einer Religionsmeinung die Schatten der Unbegrabnen noch hundert Jahre am Styx umherirren müsten. Daß die Feldherrn ihren Mitbürgern diese lezte schuldige Pflicht zu erweisen unterlassen hatten, wurde ihnen in Athen zum Verbrechen angerechnet, man berief sie zurück und achte davon wurden zum Tode verurtheilt, von denen aber nur sechse eigentlich hingerichtet wurden, weil zweye, Protomachus und Aristogenes nicht für gut befunden hatten, nach Athen zurück zu kommen. Conon und Leon waren nicht bei dem Treffen gewesen, sondern in Mitylene auf Lesbos belagert gehalten worden. Herr Hindenburg sucht in seinen Anmerkungen zu dieser Stelle den Widerspruch zu heben, daß ihrer nur neun Feldherrn gedacht werden, da es doch eigentlich zehn waren. Eben derselbe sagt auch, es geschehe der beiden Thrasylus und Erasinides vorzüglich deswegen hier Erwehnung, weil sie es waren,

welche den Rath gaben, ihre Mitbürger aus dem Meere zu sammeln. Bei Gelegenheit dieses Criminalprocesses zeigte sich nun Sokrates, der eben ein Volksvorsteher (Epistates) war, dadurch, daß er über die angeblichen Verbrecher zusammen Stimmen sammeln zu lassen sich widersezte, und jeden insbesondre zu richten verlangte, als einen Mann, der die Gesezze ehrte, und ihre Kraft zu erhalten suchte. Ganz klar springt in meiner Uebersezzung der Sinn dieser Stelle nicht in die Augen, und vielleicht hätt ich sie mit mehr Beziehung auf diesen vorliegenden Fall ausdrükken können; inzwischen ist so viel gewiß, daß ein Uebersezer sich nie mehr im Gedränge sieht, als wenn er etwas kurz und pertinent in der Uebersezung ausdrücken soll, was auf alte nicht mehr gebräuchliche Sitten und Gewohnheiten anspielt, und wo es ihm an einem Kunstwort fehlt, das allgemein verständlich ist.

Mit dem Epistates hatte es folgende Bewandniß. Aus dem ganzen atheniensischen Volke wurde ein Rath von 500 Personen gewählt, und aus diesen wieder alle 35 Tage der zehnte Theil zu Prytanen. Diese 50 wurden wieder in zehn Theile getheilt, und für jede Woche aus den zehnen sieben erwählt, von denen jeder einen Tag die Regierung hatte. Ein solcher hieß Epistates und die übrigen Proedroi.

S. 8. Den Drohungen der Mächtigern zu entgehen.

Diese waren vorzüglich zwey Theramenes und Kallixenus, welche das Volk gegen die Feldherrn aufzubringen suchten, viele von den Einwohnern Athens bewogen in Trauerkleidern zu erscheinen, sich für Anverwandte der in der Seeschlacht Gebliebnen auszugeben, um das Volk zum Mitleiden zu bewegen und zur Rache anzufeuern. In der Folge sahen die Athenienser die Unschuld der Hingerichteten ein, und bestraften nun mit gleicher Wuth ihre Verfolger. Von dieser Begebenheit geht sichtbar der Verfall des atheniensischen Volks an, und es schien als wenn die

Götter selbst die Rache der unschuldig ermordeten über sich genommen hätten.

S. 11. wie albern es sey die Obrigkeiten des Staats mit Bohnen zu wählen.

Es war bei den Atheniensern zu den Zeiten der Demokratie gewönlich, daß die Magistratspersonen durchs Loos erwählt wurden, wozu man sich unter andern, manchmal Bohnen bediente. Sokrates tadelt daher nicht den Gebrauch der Bohnen, sondern die Wahl durchs Loos, obgleich nicht zu leugnen ist, daß er durch Erwehnung der Bohnen die Sache habe etwas in ein lächerliches Licht stellen wollen.

S. 12. Kritias.

Kritias war einer von den dreyßig Männern, welche nachdem die Athenienser von den Lacedämoniern unterjocht waren, den Staat regierten, oder vielmehr tyrannisirten, und welche unter dem Namen der dreyßig Tyrannen bekandt sind. Er zeichnete sich vorzüglich durch Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten aus, und blieb zulezt in einem Treffen gegen den Thrasybul, der dem Unwesen nicht länger zusehn mochte, und mit einer Parthey die Waffen ergriff. Um alles zu benüzzen, was nur auf die entfernteste Art dem Sokrates nachtheilig seyn konte, schob man auch Kritias Grausamkeiten auf seine Rechnung, weil der ehedem seinen Umgang genossen hatte.

S. 13. daß ein solches Betragen das tadelloseste sey.

Xenophon beschönigt das Verfahren des Sokrates nicht, und gesteht allenfalls zu, daß es vielleicht besser gewesen wäre, die jungen Leute nicht mit Räsonnements über Staatsangelegenheiten zu unterhalten, bevor er nicht von allen Seiten ihre Grundsäzze und Begriffe der Moral gehörig festgestellt gehabt hätte; weil sie dadurch leicht, wie bei jungen Leuten das sehr der Fall ist, wenn sie über Dinge, über wel-

che Vorurtheil, Aberglauben, oder sonst etwas einen ehrwürdigen Schleyer gezogen hatten, mit einer gereinigtern Vernunft zum erstenmal sprechen hören, weil sie dadurch leicht verleitet werden konnten, falsche, inconsequente Folgerungen daraus zu ziehen. Inzwischen, will Xenophon sagen, was konnte Sokrates dafür, daß sie ihn häufig falsch verstanden, denn sein eignes Leben drükte doch das Gegentheil von dem aus, was man ihm schuld gab, gelehrt zu haben, und man wird doch nicht behaupten wollen, daß seine Lehren mit seinem Leben in einem so entsezlichen Widerspruch gestanden haben solten, daß er moralischer gelebt, als gelehrt hätte?

S. 20. mit seinem Vormund Perikles.

Perikles der Onkel und Vormund des Alkibiades, ein in der athenienſischen Geschichte äußerst merkwürdiger Mann. Beredt, staatsklug, kriegserfahren, ein Kenner und Liebhaber der schönen Künste, reich, von der edelsten athenienſischen Familie, dies waren die Eigenschaften, welche ihn zu einer Macht und zu einem Ansehen erhoben, das fast ohne Beispiel in dem ganzen Griechenland ist. Er veranlaßte den langwierigen blutigen lacedämonischen Krieg, der noch lange nach seinem Tode fortdauerte, und Athens Untergang beförderte. Er ward endlich ein Opfer der fürchterlichen Pest, die in Attika wütete, und Athen fast zu einer Einöde machte.

S. 27. Wenn die Knaben feyerliche Uebungen hielten.

Die lacedämonischen Knaben musten nach der Sitte des Landes öfters feyerliche Uebungen im Tanzen, Ringen und zwar nakkend anstellen; dies zog eine Menge Fremde nach Sparta hin. Eine solche Uebung hieß Gymnopaidia. Bei der Gelegenheit bewirthete ein gewisser reicher Kauz Lichas, die sich daselbst aufhaltenden fremden Zuschauer ohnentgeldlich und machte dadurch, daß ganz Griechenland von seiner Bewirthung sprach.

S. 30. Circe habe die Gefährten des Ulysses u. s. w.

Ulysses kam auf seinen Reisen mit seinen Genossen zur Insel Aiaia im sicilischen Meere. Hier wohnte die berühmte Zauberin Circe, welche die Gefährten herrlich bewirthete, aber nachher die schreckliche Metamorphose mit ihnen vornahm. Homer erzehlt im zehnten Buch der Odüßee diese Geschichte, welche ich nach der Voßischen Uebersetzung hier mittheile:

Und sie fanden im Thal des Gebirgs die Wohnung der Kirkä,
Von gehauenen Steinen, in weitumschauender Gegend.
Ihn umwandelten rings Bergwölfe und mähnigte Löwen,
Durch die verderblichen Säfte der mächtigen Kirkä bezaubert.
Diese sprangen nicht wild auf die Männer, sondern sie stiegen,
Schmeichelnd an ihnen empor mit langen wedelnden Schwänzen,
Also umwedeln die Hunde den Hausherrn, wenn er vom Schmause,
Wiederkehrt; denn er bringt beständig lekkere Bissen:
Also umwedelten sie starkklauigte Löwen und Wölfe,
Aber sie fürchteten sich vor den schreklichen Ungeheuern,
Und sie standen am Hofe der schöngelocketen Göttin,
Und vernahmen im Haus' anmuthige Melodieen,
Singend webete Kirkä den großen unsterblichen Teppich,
Fein und lieblich und glänzend, wie aller Göttinnen Arbeit.
Unter ihnen begann der Völkerführer Politäs,

Welcher der liebste mir war, und geehrteste meiner Genossen:
Freunde! hier wirket jemand, und singt am großen Gewebe,
Reizende Melodieen, daß rings das Getäfel ertönet;
Eine Göttin, oder ein Weib! Wir wollen ihr rufen.
Also sprach Polités; die Freunde gehorchten und riefen.
Jene kam, und öfnete schnell die stralende Pforte,
Nöthigte sie; und alle, die Unbesonnenen, folgten.
Nur Eurülochos blieb, denn er vermuthete Böses.
Und sie sezte die Männer auf prächtige Sessel und Throne,
Mengte geriebene Käse mit Mehl und gelblichem Honig,
Unter pramnischen Wein, und mischte bethörende Säfte,
In das Gericht, damit sie der Heymath gänzlich vergäßen.
Als sie dieses empfangen und ausgeleert, da rührte
Kirkä sie mit der Ruthe, und sperrte sie dann in die Köfen.
Denn sie hatten von Schweinen die Köpfe, Stimmen und Leiber,
Auch die Borsten; allein ihr Verstand blieb völlig, wie vormals.
Weinend ließen sie sich einsperren; da schüttete Kirkä
Ihnen Eicheln und Büchenmast, und rothe Kornellen
Vor, das gewöhnliche Futter der erdaufwühlenden Schweine.

S. 47. Einen Schattenproceß mit jemanden anfange.

Vermuthlich eine Anspielung auf das bekandte Abderiten Geschichtgen, da jemand einen Esel miethet,

und unterwegs, weil ihn die Sonne sehr sticht, sich in den Schatten des Esels legt. Der Eigenthümer besteht darauf, er habe zwar den Esel vermiethet, aber nicht den Schatten, und die Sache kam zum Proceß. Plura vide in Wielands Abderiten.

S. 51. Aristippus.

Aristippus aus Kyrene, gehörte mit zu den Schülern des Sokrates, wich aber sehr bald von den Grundsäzzen seines Lehrers ab, und ward der Stifter einer eignen Sekte, die nach seinem Geburtsort den Namen der Kyrenaischen bekam. Aus vorliegendem Gespräch mit Sokrates wird man einen Theil seines Systems kennen lernen. Seine vorzüglichsten Grundsäzze — doch wer vermag sie treffender und schöner zu entwickeln, als Wieland es gethan hat in seinen Anmerkungen zu Horazens Briefen; ich entlehne also die Schilderung davon dorther: „Der Grund von Aristipps Philosophie scheint folgendes Räsonnement gewesen zu seyn. Der Mensch weiß nichts gewisser, als daß er ist: denn dies fühlt er; und eben dies Gefühl sagt ihm alle Augenblicke, was er ist, nemlich ein Wesen, dessen Existenz eine Kette von angenehmen und unangenehmen Empfindungen ist, die ihm entweder von außen her kommen, oder die es sich selbst macht. Aus jenen erkennt er zwar, daß eine unendliche Menge von Dingen außer ihm sind, aber was diese Dinge für sich selbst sind, weiß er nicht, und da es ihn im Grunde nichts angeht, so soll er sich auch nicht drum kümmern. Aber was er gewiß weiß, weil ers fühlt, ist: daß ihm diese Dinge theils grade zu Lust oder Unlust machen, theils Gelegenheit geben, daß er sich selbst ihrentwegen plagt. Das leztere zu vermeiden, hängt sehr von seinem Willen oder doch von seiner Weisheit ab, denn seine Einbildungen und Leidenschaften sind in ihm selbst, und er kann also, wenn er will, und es recht angreift, sehr wohl Meister über sie wer-

»den. Was die Dinge außer ihm betrift, so mag »er (wenn er kan) diejenigen vermeiden, die ihm Un»lust machen, und diejenigen suchen, die ihm wohl»thun. Kan er jene nicht vermeiden, ohne sich »größerer Unlust auszusetzen, so duldet er, wenn er »weise ist, das kleinere Uebel, um des größern Guten »willen; und eben so unterläßt er lieber ein Vergnü»gen zu suchen, wenn er weiß, oder sehr wahrschein»lich vermuthen kan, daß es mit mehr Unlust ver»bunden sey, als das Gute davon werth ist. Unver»meidliche Uebel erleichtert er sich durch Geduld, al»les Angenehme aber genießt er, wenn es gleich mit »einiger geringen Unlust verbunden ist; aber genießt »es als etwas Entbehrliches, wie einer eine Rose »pflükt, die an seinem Wege blüht, und da die meisten »Dinge uns nicht durch das, was sie sind, sondern »durch das was wir ihnen geben, oder durch unsre »Vorstellungsart, glücklich oder unglücklich machen: »so gewöhnt sich ein weiser Mann die Dinge außer »ihm von der angenehmsten, oder doch leidlichsten »Seite anzusehen. Durch diese Art zu denken er»hält er sich frey und unabhängig, während daß »die ganze Welt sein ist. Er verschaft sich jedes Gut »um den wohlfeilsten Preis, denn er giebt nichts »beßers darum hin; wird es ihm entzogen, so be»trachtet ers als etwas, das nie sein war. Kurz, »er kann Alles genießen, Alles entbehren, sich in Al»les schicken, und die Dinge außer ihm werden nie »Herr über ihn, sondern er ist und bleibt Herr über »sie.« — —

S. 56. Sinnis, Sciron und Prokrustes.

Dies waren drey Unholde in jenen fabelhaften Zeiten der Heroen, die sich ein Vergnügen draus machten, die vorüberreisenden Fremden auf die grausamste Art zu nekken. Sinnis hielt sich im corinthischen Isthmus auf, und nöthigte jeden einen von ihm krumm gebognen Fichtenbaum in seiner Krümmung

zu erhalten, (daher ihm auch der Name Pityokamptes der Fichtenbeuger gegeben wurde) und wer das nicht konnte, wurde zwischen zwey krumgebogne Fichten gebunden, und durch das Zurückschnellen derselben zerrißen. Der Held Theseus bezahlte ihn mit gleicher Münze.

Sciron trieb sein Wesen in der Gegend von Megara, wo er die Vorübergehenden nöthigte, ihm die Füße zu waschen, und wenn sie es gethan hatten, ihnen mit dem Fuß einen Stoß gab, daß sie ins Meer flogen.

Prokrustes ein Sohn des Neptun machte es in der Gegend von Athen noch ärger. Jeder muste sich von ihm messen lassen, ob er grade die Länge seines Tisches habe. War er größer, so schnitt er ihm ab, was er drüber hatte, war er kleiner, so dehnt er ihn so lange, bis er das gehörige Maas bekam. Auch von beyden lezteen befreite Theseus seine Zeitgenossen.

S. 58. Epichormus.

Epichormus, ein Dichter der sogenannten alten Comödie aus Cos, lebte um die Zeiten des sicilianischen Tyrannen Hieron; von seinen Comödien sind nur noch einige wenige Fragmente übrig.

S. 68. Bei der öffentlichen Archontenprüfung.

Die Regierung der Archonten in Athen nahm unmittelbar nach der Königlichen ihren Anfang. Nachdem Codrus sich so heldenmüthig für sein Vaterland aufgeopfert hatte, so wolte man nach ihm keinen König aufs neue erwählen, und man sezte einen Archon (Oberbefehlshaber) an, den man mit königlicher Gewalt versah. Die ersten zweyhundert Jahr behielt einer diese Würde lebenslang, nachher wurde sie auf zehn Jahre, endlich bis auf eins heruntergesezt, und die Anzahl der Archonten bis auf neun erhöhet. Wer zum Archon erwählt werden solte, muste von unsträf-

lichsten Sitten und Charakter seyn, und unter andern wurde sehr drauf gesehen, ob er seinen Eltern sowol bei ihren Lebzeiten, als auch nach ihrem Tode die schuldigen Pflichten erwiesen hätte, und über diese Punkte wurde eine rigoröse Prüfung mit ihm angestellt.

S. 76. Antisthenes.

Antisthenes war ein Schüler des Sokrates, und nachher der Stifter der sogenannten kynischen Sekte.

S. 77.

In keinem der sokratischen Gespräche herrscht das, was man die Ironie des Sokrates zu nennen pflegt, so durchaus, als im vorliegenden. Der Uebersezzer darf es sich nicht anmaßen zu behaupten, als habe er alle Feinheiten des Originals in der Uebersezzung ausgedrückt, und er muß seine gelehrten Leser auf jenes hin verweisen. Es ist auch beinahe unmöglich den spielenden Witz, der nur ein juckendes Stechen verursacht, nicht verwundet, die unerwarteten Wendungen, die leichte Persiflage, welches einen Theil des Wesens der sokratischen Ironie ausmacht, in einer fremden Sprache auszudrücken, da es oft auf den Gebrauch einer einzigen Partikel ankomt, daß der Gedanke in seiner Schönheit hervorspringt; und wie weit wir noch in diesem Stück zurück sind, verglichen mit den Griechen, weiß jeder Kenner ihrer und unsrer Sprache.

S. 85. Vor der Scylla geflohen seyn.

Die beiden Meerstrudel, Scylla und Charybdis, nicht weit von Sicilien, haben in den alten Zeiten zu allerhand fabelhaften Erzehlungen, Anlaß gegeben. Weil in der Kindheit der Schiffahrt vermuthlich viele Schiffe von diesen Strudeln verschlungen wurden, so dachte man sich bei der damaligen Neigung der Menschen alles Außerordentliche zu personificiren, zwei Meerungeheuer darunter, welche hier ihr Wesen trieben, und jeden, der ihnen zu nahe käme, mit sich in den Abgrund hinunter zögen. Eben dieselbe Zau-

berin, Kirkä, die, wie wir oben gesehen haben, Ulysses Gefährten in Schweine verwandelte, wolte bei einer nochmaligen Landung des Ulysses auf ihrer Insel, das was sie verdorben hatte, wieder gut machen, und machte den irrenden Ritter mit allen Abentheuern bekandt, die er bei seiner weitern Reise würde zu bestehen haben, und schildert ihm unter andern auch die Scylla in folgenden Worten: (Odüßee B. 12. nach der Voß. Uebers.)

Dorthin drohn zween Felsen, der eine berühret den Himmel
Mit dem spitzigen Gipfel, vom düsterblauen Gewölke
Rings umhüllt, das nimmer zerfließt; und nimmer erhellen
Heitre Tage den Gipfel, im Sommer oder im Herbste.
Keiner vermöchte hinauf, und keiner hinunter zu steigen,
Wenn er auch zwanzig Händ und zwanzig Füße bewegte;
Denn der Stein ist so glatt, als wär er ringsum behauen.
In der Mitte des Felsen ist eine benachtete Höle,
Abendwärts gewandt nach des Erebos Gegend, allwo ihr
Euer gebogenes Schiff vorbeilenkt, edler Odüßeus.
Von dem Boden des Schiffs vermöchte der fertigste Schütze
Nicht den gefiederten Pfeil bis an die Höle zu schnellen.
Diese Höle bewohnt die fürchterlich bellende Skylla,
Deren Stimme hell wie der jungen saugenden Hunde
Winseln tönt, sie selbst ein gräuliches Scheusal, daß Niemand
Ihrer Gestalt sich freut, wenn auch ein Gott ihr begegnet.
Siehe das Ungeheuer hat zwölf abscheuliche Klauen,
Und sechs Häls' unglaublicher Läng' auf jeglichem Halse

Einen gräßlichen Kopf, mit dreyfachen Reihen gespizter
Dichtgeschlossener Zähne voll schwarzen Todes bewafnet.
Bis an die Mitte stekt ihr Leib in der Höle des Felsens,
Aber die Köpfe bewegt sie hervor aus dem schreklichen Abgrund,
Blikt heishungrig umher, und fischt sich rings um den Felsen
Meerhund' oft und Delfine, und oft noch ein grösseres Seewild,
Aus der unzähligen Schaar der brausenden Amfitritä.
Noch kein kühner Pilot, der Skyllas Felsen vorbeifuhr,
Rühmt sich verschont zu seyn; sie schwingt in jeglichen Rachen
Einen geraubeten Mann, aus dem blaugeschnäbelten Schiffe.
Doch weit niedriger ist der andre Felsen, Odüßeus,
Und dem ersten so nahe, daß ihn dein Bogen erreichte.
Dort ist ein Feigenbaum mit großen laubichten Aesten;
Drunter lauert Charübdis, die wasserstrudelnde Göttin.
Dreymal gurgelt sie täglich es aus, und schlürfet es dreymal
Schreklich hinein. Weh dir, wofern du der Schlurfenden nahest!
Selbst Poseidaon könnte dich nicht dem Verderben entreißen:
Darum steure du dich an Skylla's Felsen und rudre
Schnell mit dem Schiffe davon. Es ist doch besser, Odüßeus,
Sechs Gefährten im Schiff zu vermissen, als alle mit Einmal.

S. 86. Mich hat Aspasia einmal anders darüber belehrt.

Aspasia aus Milet, war wegen ihrer Schönheit,

Beredsamkeit, und Staatsklugheit gleich berühmt. Der große Perikles verstieß seine eigne Gemahlin, und verband sich mit ihr; durch ihn regierte sie ganz Griechenland, so, daß man ihr auch zur Last legt, sie sey an dem peloponnesischen Kriege Schuld gewesen. Die grösten Männer Griechenlandes fanden in ihrem Umgange ein Vergnügen, selbst Sokrates schäzte sie wegen ihrer Geistestalente, und führte oft seine Schüler zu ihr.

S. 88. Seit die Unruhen hier in Athen obwalten.

Dies ist der Zeitpunkt, da Lysander den atheniensischen Staat unterjocht hatte, und die Regierung der dreyßig Tyrannen eingeführt war. Es fand sich damals noch eine Parthey, die, unzufrieden mit dem Verlust der Freyheit, sich zusammenrottete, den Piräischen Hafen besezte, und die Demokratie behaupten wolte. Diese innern Unruhen entvölkerten Athen, und besonders litten diejenigen sehr darunter, welche Häuser und liegende Gründe hatten, denn der Ackerbau und das übrige Gewerbe lag bei so bewandten Umständen sehr danieder.

S. 93. Nach Endigung des Kriegs.

Es ist ungewiß, welcher Krieg hier eigentlich verstanden wird; vermuthlich ist es ebenfalls der peloponnesische, doch ist die Sache von keiner sonderlichen Wichtigkeit zum Verständniß dieser Stelle.

S. 95. Sykophanten.

So nannte man einen jeden Chikaneur in Griechenland, der sich ein Vergnügen draus machte, jemanden irgend eine geringfügige Handlung zum Verbrechen zu machen, oder auch eins zu erdichten, und ihn darüber vor Gerichte zu belangen. Das Wort heißt eigentlich ein Feigenverräther. Die Ausfuhr der Feigen aus Attika war verboten, viele trieben indessen doch damit einen Schleichhandel nach dem Auslande; nun legten sich einige darauf die Schleichhändler zu entdecken, und sie anzugeben: diese erhiel-

ten den Namen. Andre leiten die Benennung von folgendem Anekdötchen her. Ein Herr hatte zwey Sclaven. Der Eine hatte Gelegenheit über die Feigen zu kommen, und naschte. Als nachher der Herr sie vermißte und Verhör darüber hielt, so schob der Näscher die That auf den Unschuldigen. Der Herr expedirte sich kurz und gab beiden lauwarmes Wasser zu trinken. —

S. 101. Dionysodor.

Dionysodor sowol als sein Bruder Euthydem, aus Chios gebürtig, beides Sophisten, hielten sich in Athen auf und lehrten unter andern auch die Kriegskunst. Man sieht aus gegenwärtigem Gespräch, daß wenig dahinter war. Der Freund des Sokrates, dessen hier Erwähnung geschieht, ist wahrscheinlich Xenophon selbst.

S. 109. Nach Delos geschikt wird.

Die Athenienser, und auch einige der übrigen griechischen Staaten schikten alle Jahre eine feyerliche Gesandschaft nach der Insel Delos dem Apollo zu Ehren. Minotaurus war ein Ungeheuer halb Stier halb Mensch auf der Insel Kreta, fraß gern Menschenfleisch und die Athenienser musten ihm alljährig einen Tribut von sieben ihrer Kinder zuschikken. Theseus fand dieses endlich zu drükkend, begab sich nach Kreta und erlegte das Ungeheuer. Da er abgereist war, thaten die Athenienser ein Gelübde, jährlich dem Apoll eine Gesandschaft mit Opfern nach Delos zu schikken, wenn Theseus mit seinem Gefolge nach volbrachter That zurükkehren würde. Bei dieser Gesandschaft, welche Theorie genannt wurde, befand sich noch allemal ein Chor Sänger, die zu Appollo's und der Diana Ehren-Lieder singen musten. So lange diese Gesandschaft nicht wieder zurück war, durfte kein Verbrecher in Athen hingerichtet werden, und dieser Umstand war es auch, der Sokrates Hinrichtung durch den Giftbecher verzögerte.

S. 110. Lochage, Taxiarch.

Beides waren militärische Ehrenstellen. Ein Lochos bestand nach Xenophons eigner Angabe (Kyrop. B. 6. 3. 6.) aus 25 Mann, den Lochagen mit eingerechnet; eine Taxis aus 4 Lochen oder 100 Mann. Dieser würde also nach unsern Begriffen ein Hauptmann, jener ein Lieutenant seyn.

S. 114. Perikles, des berühmten Perikles Sohn.

Derselbe, dessen wir schon einmal gedacht haben, (S. 222.) der das Unglück hatte, nach der Schlacht bei den Inseln Arginusä mit den übrigen Feldherrn hingerichtet zu werden; wahrscheinlich fällt diese Unterredung in die Zeit kurz vor seiner Erwählung zum Feldherrn.

S. 115. Seit dem Unglück der Tausend unter dem Tolmidas.

Das erste dieser unglücklichen Treffen, deren hier Erwähnung geschieht, fiel bei Lebadia, oder nach andern bei Chäronea in Böotien vor, und zwar kurz nach dem Anfang des schon oft gedachten pelsponnesischen Kriegs; das zweite fiel im achten Jahre desselben bei Delium in Böotien vor. In lezterm waren auch Sokrates und Xenophon. Jener hatte das Unglück sein Pferd zu verlieren, und muste zu Fuß streiten, dieser fiel auf der Flucht vom Pferde, und der zärtliche Lehrer nahm den geliebten Schüler, und trug ihn auf seinen Schultern bis man in Sicherheit war.

S. 116. Du meinst wol jene Entscheidung des Cekrops beim Wettstreit der Götter.

Minerva und Neptun stritten mit einander über die Ehre, wer von ihnen beiden die Schutzgottheit von Athen seyn solte Cekrops entschied den Streit dahin, der solle die Ehre haben, wer Athen das nüzlichste Geschenk geben würde. Neptun schlug mit seinem Dreyzack gegen einen Felsen, und das erste Pferd sprang hervor, Minerva schuf den Oelbaum. Cekrops gab dem Geschenk der Dame den Vorzug, und die

Stadt wurde nach ihrem Namen Athånå Athen genannt.

S. 116. Die Erziehung und Aufnahme des Erechtheus.

Erechtheus der sechste König von Athen führte eine sehr glückliche Regierung, denn er war ein vorzüglicher Günstling der Schutzgöttin Athens. Homer spielt auf diesen Umstand an, wenn er in seiner Iliade (B. 2 v. 546.) folgende Beschreibung von den Atheniensern giebt:

Welche Athånai die prächtig gebaute des großen Erechtheus
Stadt bewohnen, Erechtheus, den die Tochter Kronions
Pallas Athånå ernährt, die fruchtbare Erde geboren.
Pallas Athånå erzog ihn in ihrem heiligen Tempel
Wo mit Stieren und Schafen die Söhne der Athenaier
Sie mit jedem rollenden Jahre feyerlich sühnen. —

d. Gr. v. Stolberg. Uebersezzung.

Uebrigens sind alle hier berührte Begebenheiten aus der ersten fabelhaften Geschichte Athens. Sokrates erwähnt ihrer, um zu zeigen, daß eine Nation, die von ihrer ersten Entstehung an den größten Ruhm behauptet habe, nun denselben nicht sinken lassen, sondern ihn aufrecht zu erhalten suchen müsse, und daß es nur drauf ankomme, ihnen den Ruhm ihrer Vorfahren wieder ins Gedächtnis zu bringen.

S. 117. Beherrscher von ganz Asien und von Europa bis nach Macedonien.

Sokrates redete hier von den Persern, die besonders unter Kyrus dem Großen ihre Macht außerordentlich weit ausgedehnt hatten. Xenophon nennt im Anfange der Kyropädie eine Menge Nationen in Asien und Europa, die damals von ihnen beherrscht

wurden: die Meder, Hyrkanier, Syrer, Aßyrier, Araber, Kappadoker, Phrygier, Lydier, Karer, Phönicier, Babylonier, Baktrianer, Inder, Kilikier, Saker, Paphlagonier, Mariandyner, die Griechen in Asien, die Einwohner von Cyprus, die Aegyptier. In der Folgezeit waren es die Griechen, vorzüglich zu den Zeiten eines Miltiades und Themistokles, welche den Stolz und die Macht der Perser etwas demüthigten. Alexander der Große verschlang sie endlich ganz und gar.

S. 119. Der Rath im Areopagus.

Der Areopagus war eigentlich ein Ort in Athen, welcher dem Aräs oder Mars heilig war; hier wurde ein sehr feyerliches und ehrwürdiges Gericht, und zwar zur Nachtzeit gehalten, damit die Richter nicht etwa aus Partheylichkeit für oder wider einen der Erschienenen ihr Urtheil fällen mögten. Es untersuchte dieses Gericht auf das sorgfältigste, nicht allein jedes Verbrechen, was die öffentliche Ruhe störte, sondern auch die Laster, welche meistens nur den unglücklich machen, der sie ausübt. Athenaus erzehlt ein auffallendes Beispiel von ihrer Aufmerksamkeit auf jegliche Kleinigkeit. Ein Paar Jünglinge, welche sich dem Studium der Philosophie widmeten, hatten, wie Jedermann bekandt war, kein Vermögen, und Niemand konte begreifen, woher sie ihren Unterhalt nähmen. Diese lud der Areopagus vor sich, und befragte sie, wie es möglich sey, daß, da sie nichts verdienten, sie doch so gut bei Leibe wären, als wenn sie alle Tage vollauf hätten. Laß nur den und den Müller kommen, gaben sie zur Antwort, der wird das Räthsel lösen. Der Müller kam und bezeugte, daß diese beiden Jünglinge alle Nacht in seine Mühle kämen und mit Malen jeder zwey Drahmen, (nach unsrer Münze etwa acht Groschen) verdienten. Der Areopagus entließ sie mit einem beträchtlichen Geschenk.

S. 120. Des Königs Lande.

Der König ist hier, so wie in vielen andern Stellen der Griechen, vorzugsweise der König der Perser.

S. 121. Glaukon Aristons Sohn.

Hier kommen zwey Glaukons vor; der eine ist der Sohn des Ariston, ein Bruder des Platon, der andre ein Vetter des Platon der Vater des Charmides, welcher im folgenden Abschnitt vorkomt, und der grade das Gegentheil von diesem ist.

S. 132. Im Angesicht der Götter.

Der Sinn dieser Stelle ist ohnstreitig der: Tempel stehn am besten auf freyen Plätzen. Sie werden dadurch helle, und die ihnen sich nahenden können das Bild der Gottheit deutlich sehen, zudem ist es gut, wenn in der Gegend des Tempels nicht viel Wankens ist, damit kein Staub entstehe, und man also reinlich, und unbestäubt vor den Göttern erscheinen könne.

S. 165. Wie Theodor.

Theodor ein Philosoph von der kyrenaischen Sekte zur Zeit des Sokrates, der in der Geometrie sich vorzüglich auszeichnete, und von dem Sokrates selber sie erlernt hatte.

Ebendaselbst. Rhapsode.

Rhapsoden waren Leute, welche ganze Stellen aus berühmten Dichtern besonders aus Homer auswendig lernten, und sie mit Gestikulationen begleitet, öffentlich dem Volke vordeklamirten. Der Engländer Moore erzehlt in seinem Abriß des gesellschaftlichen Lebens und der Sitten in Italien, daß gewisse Leute in Neapolis auf den Straßen Stanzen aus Taßo und Ariost herdeklamiren und darüber kommentiren; diese scheinen mit den Rhapsoden der Griechen eine auffallende Aehnlichkeit zu haben.

S. 175. Dädalus.

Dädalus aus einem vornehmen athieniensischen Geschlecht beschäftigte sich vorzüglich mit mechanischen Arbeiten, und ward Erfinder verschiedner zur Mechanik gehöriger Instrumente, z. E. der Säge, des Zirkels, des Senkbleis u. s. w. Eines Mordes wegen, den er an seiner Schwester Sohn Perdix be-

gangen hatte, — so erzehlt die Fabel, — muste er flüchtig werden, und kam zum König Minos in Kreta. Hier erbaute er das berühmte Labyrinth, in welches das Ungeheuer Minotaurus eingeschlossen wurde, zu dessen Existenz er ebenfalls auf eine Art gewirkt hatte, welche zu erzehlen hier der Ort nicht ist; inzwischen er wurde deswegen zum Tode verurtheilt, da half ihm wieder seine Mechanik aus der Verlegenheit, er verfertigte sich und seinem Sohn Ikarus wächserne Flügel, womit sie glücklich entkamen, doch hatte Ikarus das Unglück im Meere zu ertrinken, weil er seine Flügel der Sonne zu nahe gebracht hatte. Dädalus selbst kam nach Sicilien zum König Kokalus. Minos verfolgte ihn, und forderte seine Auslieferung. Diese wurde ihm abgeschlagen, und es entstand ein Krieg zwischen dem König von Sicilien und Kreta. Sokrates scheint aus einer andern mythologischen Erzehlung geschöpft zu haben, da er von einer neuen Sklaverei redet, in welche er gerathen sey. Auch Virgil hat wahrscheinlich noch eine andre vor Augen gehabt, denn er schreibt dem Dädalus die Erbauung des Tempels des Apollo auf der Küste von Italien zu, wo die Sibylla Cumäa die Orakel des Gottes ertheilte, und die Verfertigung der Basreliefs an den Flügelthoren des Tempels. (Aeneis B. 6. Anfang.)

S. 175. Palamedes.

Palamedes war der Sohn des Königs Nauplius von Euböa. Als die Griechen mit vereinter Macht die große Expedition gegen Troja unternehmen wolten, so versammelten sich die sämtlichen Könige und Fürsten von Griechenland mit ihren Schiffen, wer aber sich nicht einfand, war Ulysses, Fürst von Ithaka. Er war vor kurzem mit der Penelope verheyrathet, und es ging ihm schwer ein, sie zu verlassen. Um seine Unlust zum Kriege zu beschönigen, stellte er sich verrückt, und nahm allerhand närrische Dinge vor; so spannte er z. B. zwey Thiere von ver-

schiedner Art an einen Pflug, pflügte damit, säete Salz u. s. w. Palamedes um ihn zu ertappen, nahm Ulysses kleinen Sohn, den Telemachus, legte ihn seinem Vater vor den Pflug, und izt zeigte sichs, daß der wol bei Verstande war; er wurde also mit Gewalt genöthigt vor Troja zu gehen. Ein andermal, als die Griechen schon vor Troja waren, wurde Ulysses ausgeschikt, um Getraide zu holen, kam aber unverrichteter Sache wieder, mit der Entschuldigung, es sey nichts da. Palamedes ging hierauf hin, und brachte welches. Dergleichen und noch mehrere Stückchen erbitterten den Ulysses dergestalt gegen den Palamedes, daß er beschloß sich an ihm zu rächen, und dies bewerkstelligte er auf folgende heimtükkisch grausame Art. Er schrieb einen Brief im Namen des trojanischen Königs Priamus an Palamedes, aus dem sich auf ein geheimes Verständniß zwischen beiden schließen ließ, und worinnen die Rede von einer Summe Goldes war, welche leztrer von ersterm erhalten haben solte. Den Brief gab Ulysses einem Boten, richtete es aber so ein, daß dieser als verdächtig aufgegriffen, und ihm der Brief abgenommen wurde. So aufgebracht alle griechische Helden über die Verrätherey des Palamedes waren, so sehr nahm Ulysses dem Schein nach seine Parthey, und sagte, man müsse nicht grade hin urtheilen, bevor man nicht die deutlichsten Beweise in Händen hätte, es käme drauf an, daß man des Beklagten Zelt durchsuche, wenn sich da die Summe Goldes fände, so sey er allerdings strafbar. Man suchte und fand in der That das Gold — welches der Schleicher Ulysses hatte heimlich dort eingraben lassen. Nun glaubte man keines Beweises weiter zu bedürfen, und Palamedes wurde zu Tode gesteinigt.

S. 186. Als Melitus ihn angeklagt hatte.

Melitus, Anytus und Lykon waren die drey vornehmsten Ankläger des Sokrates; sie wurden aber zulezt ein Opfer der Wuth des Volks, das seine Ungerechtigkeit zu spät einsah.

S. 200. In der Geometrie dürfe man es u. s. w.

Man hat gegenwärtige Aeußerung des Sokrates über Geometrie und Astronomie ihm vielfältig zum Vorwurf gemacht, und ihn getadelt, daß er den Werth dieser beiden Wissenschaften, der heut zu Tage bei jedem ächten Kenner der Gelehrsamkeit entschieden ist, so sehr herabsezze. Man sagt, es läßt sich kaum begreifen, wie ein Mann von dem Verstande ein Verächter von Wissenschaften, wie die beiden genannten sind, seyn konnte, da ihr Nuzzen und Einfluß so unverkennbar ist. Mich dünkt, es müsse jedem, der die Philosophie des Sokrates kennt, die sich keinen andern Zweck vorsezte, als das Studium des Menschen, Studium und Bearbeitung seiner selbst, und Anwendung der auf diesem Wege erlangten Kentnisse, so wie sie in diesem ganzen Buche sichtbar ist, jedem, sag ich, müsse es einleuchten, daß er, wenn er seinen Grundsäzzen getreu bleiben wolte, diese Wissenschaften nicht weiter empfehlen konnte, als so fern sie für das gemeine Leben praktisch wurden. Eine Wissenschaft nicht empfehlen, und ein Verächter derselben seyn, sind doch gewiß zwey sehr verschiedne Dinge. Und lezteres war er nicht, da er selbst sich ehedem drauf gelegt hatte, aber er fand, dieselben Zwecke, die er erreichen wolte, konten erreicht werden, ohne daß man sich in die abstrakten Lehrsäzze der erstern, und in die müßigen Spekulationen der andern — denn weiter war wol die Astronomie in den da-

maligen Zeiten nichts — einließ. Nimt man nun noch dazu, daß Sokrates seine Schüler sehr gut kannte, und die Anlagen eines jeden prüfte, wie Xenophon so eben im Anfang dieses Abschnitts erzehlt hat, also natürlich Manchen fand, der gar keine Talente zu diesen Wissenschaften hatte, und der, indem er seine Zeit darauf verwendete, vieles andre Nüzliche drüber versäumt haben würde; ist es ihm unter diesen Umständen zu verdenken, wenn er davon abrieth? oder berechtigt dies Verfahren uns, ihn für einen Verächter dieser Wissenschaften zu halten?

Druckfehler.

Seite	10. Zeile	9 statt	Cuatur	lies	Cultur.
—	14	— 12 —	Beßerer	—	Beßere.
—	—	— 19 —	werde	—	wurde.
—	32	— 4 v. U. st.	leichte	—	leichter.
—	34	— 13. v. U. st.	Hülfe	—	hülfen.
—	37	— 12 —	menschlichen	—	menschliche.
—	47	— 5 —	will jener	—	weil jene.
—	57	— 8 —	Ewägung	—	Erwägung.
—	76	— 12 —	seiner Freunde	—	seinen Freunden.
—	80	— 6 —	Talismann	—	Talisman.
—	97	— 5 v. U. st.	ein	—	einen.

— 144 muß die sechste Zeile vor der fünften stehen.

— 160 — 10 v. U. nach dem Wort verleiteten, schalte man ein, sie.

— 174 8 v. U. Bösen statt Guten und Z. 7 Guten statt Bösen.

—	199	— 14 —	bilde	—	bildet.
—	—	— 15 —	mache	—	macht.
—	230	— 19 —	Epichormus	—	Epicharmus.
—	237	— 9 v. U. st.	ihnen	—	ihr
—	238	— 6 v. U. st.	Drahmen	—	Drachmen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Xenophon,

Sokrates

Leipzig 1789

A.gr.b. 3536
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10238842-6
VD18 15338908